Nicolai

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 ℳ 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		4 ℳ — ₰
Für einen Monat		1 ℳ 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— ℳ 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 ℳ — ₰
Für ein halbes Jahr		9 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		5 ℳ — ₰
Für einen Monat		2 ℳ — ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— ℳ 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.

Schuldig.

Von K. E. Nicolai ist ferner in E. Pierson's Verlag in Dresden, Leipzig und Wien erschienen:

In Feindes Land! Charakterbild aus dem deutsch-französischen Kriege in zwei Aufzügen. Preis 1 Mark.

Schuldig.

Roman

von

K. E. Nicolai.

Erster Band.

Dresden, Leipzig u. Wien.
E. Pierson's Verlag.
1896.

I.

Frei!

Ein tiefer Seufzer der Erleichterung, ein jauchzender Aufschrei des in langer dumpfer Kerkerhaft verbitterten Herzens.

Frei!

Wie Bergeslast fiel es von der Brust des jungen Mannes als er in den strahlenden Maienmorgen hinaustrat aus der düsteren Pforte des riesigen Steinkastens, des Gefängnisses zu Plötzensee. Heraus aus der unwürdigen Knechtschaft in die goldene Freiheit.

Hinter ihm trostlose Öde, vor ihm die sonnige Welt.

Frei!

Schier überwältigend strömte das Bewußtsein der wiedererlangten Freiheit auf ihn ein, nachdem er drei volle Jahre dieses kostbarsten Gutes beraubt, hinter vergitterten Fenstern in einsamer Zelle seine Tage vertrauert hatte. Nun endlich war er wieder frei und dem Leben zurückgegeben.

In vollen Zügen sog er die balsamische Frühlings-

luft ein, während er rüstigen Schrittes der Riesenstadt zuschritt. Jeder grünende Baum am Wege, jeder blühende Strauch in den angrenzenden Gärten entzückte sein Auge und ließ das Herz ihm höher schlagen. Strahlenden Auges nahm er die ungewohnten Bilder des bewegten Verkehrslebens in sich auf. Dieses Getriebe der freien schaffenden Menschheit, wie heimelte es ihn an! Nun war er ja auch ein freier Mann und konnte sich dem Dienste der Gesamtheit widmen. Wie schön, mit Kopf und Hand schaffen und streben zu können in freigewähltem Berufe!

Heitere Zukunftsbilder stiegen in seiner beglückten Seele auf. Die Vergangenheit lag weit hinter ihm, vergessen sollte sie sein für alle Zeit. Vor ihm lag ja die lachende Zukunft, der Erfolg, Ehre und Ruhm. Die ganze Welt stand ihm offen.

Allerdings stand er allein in der Welt, ganz allein. Aber mit siebenundsiebzig Mark und fünfunddreißig Pfennigen in der Tasche, dem Überschuß dreijähriger Gefängnisarbeit, konnte er wohl sein Dasein so lange fristen, bis er eine lohnende Beschäftigung in seinem Fache gefunden haben würde. Tüchtige Architekten wurden doch in dieser Zeit der herrschenden Bauwut in Menge gebraucht, und irgend eine Stellung, sei es auch nur die eines Zeichners oder Bauaufsehers, mußte bei seinen Kenntnissen in dem großen Berlin doch leicht zu erlangen sein.

Wie wollte er schaffen und streben mit all seiner jugendlichen Kraft, um vorwärts zu kommen und seine Fähigkeiten im Dienste der Menschheit zu verwerten!

Etwas Tüchtiges würde er leisten, dazu fühlte er die Kraft in sich. Schon sah er sich im Geiste als berühmten Baukünstler an einem großartigen Baudenkmale schaffen, an einem Dome, einem Museum, einem Nationaldenkmal oder dergleichen. Die Pläne schwirrten nur so durch sein freudig erregtes Hirn, indem er auf der staubigen Landstraße vorwärts eilte, dem Glück und dem Ruhme entgegen.

Lachend in der strahlenden Morgensonne lag plötzlich der Tiergarten in seiner ersten Frühlingspracht vor ihm. Das war ein Anblick für das an graue Kerkermauern gewöhnte Auge des dem Gefängnisse soeben erst Entronnenen! Diese grünende und blühende Pracht, überwölbt von dem lichtblauen Himmelszelt, dieses vielfarbige Schimmern und Flimmern der in der Sonne glitzernden Tautropfen, das tausendstimmige Singen und Klingen der munteren Vöglein in den Zweigen der Bäume, wie machte ihm dies alles das Herz schwellen in fröhlicher Lebenslust. So schön war die Natur, so schön!

Über das zarte Grün des Gebüsches hinweg strahlte goldig die Kuppel des Reichstagspalastes ihm entgegen. Das war der rechte Willkommensgruß für den jungen Architekten. Etwas derartiges wollte ja auch er einmal schaffen, dem Vaterlande zur Ehre, sich zum Ruhme und noch in fernsten Zeiten sollte sein Name genannt werden unter den ersten Baukünstlern der Welt!

Doch zunächst galt es die verlorenen drei Jahre wieder einzubringen.

Die verlorenen drei Jahre! Da war er schon wieder

mit seinen Gedanken in den Banden dieser traurigen Vergangenheit, die er soeben noch für ausgetilgt erklärt hatte!

Seufzend ließ er sich auf einer einsamen Bank nieder, und während er den süßen Duft des in voller Blütenpracht prangenden spanischen Flieders begierig einsog, verloren sich seine Sinne in der Vergangenheit. Die holde Zeit der Kindheit, das an Hoffnungen und Luftschlössern überreiche Jünglingsalter, wie die lustige Studentenzeit zogen in bunten belebten Bildern an seiner Seele vorüber.

Frühe verwaist, war er von seinem Oheim und Vormunde streng aber sorgsam erzogen worden. Das ganze Streben dieses würdigen Mannes, dem er eine aufrichtige Dankbarkeit bewahrt hatte, war darauf gerichtet gewesen, den Charakter des verwaisten Knaben zu stählen und diesen gegen die Verlockungen des Lebens zu feien. Er sah in dem äußerst lebhaften Temperament des geweckten Knaben eine Gefahr für dessen Zukunft. Deshalb ließ er kein Mittel unversucht, diese Gefahr zu beseitigen oder doch zu mildern. Erich, so hieß der Knabe, Erich Förster war gutmütig von Natur und empfänglich für alles Gute und Edle. Man mußte es nur in ihm zu wecken und zu pflegen verstehen, dann würde es gewiß köstliche Früchte tragen. Doch leider war der Junge auch sehr leidenschaftlich veranlagt, heißblütig, aufbrausend, jähzornig. Diese gefährliche Charaktereigentümlichkeit mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln der Pädagogik zu bekämpfen, erschien dem wackern Vormund als erste Pflicht. Keine

gute Lehre, kein abschreckendes Beispiel, keine Strafe blieb dem Knaben erspart, ohne daß es jedoch gelungen wäre, das Zügellose aus Erichs Charakter auszutilgen. Ein rechtschaffner, strebsamer Mann würde sicherlich aus dem Jungen werden, daran zweifelte der Oheim nicht, aber ein Brausekopf würde er bleiben Zeit seines Lebens! Nun, mochte er sich die Hörner ablaufen und sehen wie weit er käme. Er hatte jedenfals seine Schuldigkeit gethan.

Und das hatte der gute alte Herr wirklich.

Erich gehörte auf dem Gymnasium zu den besten Schülern. So bestand er das Abiturientenexamen bereits mit 18 Jahren mit der Censur I b. Der Oheim schickte ihn auf das Polytechnikum zu Charlottenburg, wo er sich mit regem Fleiß dem Studium der Baukunst hingab, ohne deshalb den Freuden des studentischen Lebens zu entsagen. Im Gegenteil war er ein flotter Bursche.

Als er im vierten Semester stand, starb sein Oheim. Das geringe Vermögen, welches dieser seinem Neffen hinterließ — väterlicherseits hatte er nichts ererbt, da sein Vater als Beamter nichts hatte erübrigen können — reichte gerade aus, die Beendigung seiner Studien zu ermöglichen. Mit zweiundzwanzig Jahren verließ er die Hochschule und bestand das Architektenexamen vorzüglich. Da er infolge eines fehlenden Fingers bei der Gestellung als dienstuntauglich befunden wurde, so konnte er sogleich bei einem hervorragenden Baumeister Stellung nehmen. Bereits nach wenigen Monaten

war er im Besitze des vollsten Vertrauens seines Meisters und sozusagen dessen rechte Hand.

Er fühlte sich hochbefriedigt von seinem Wirken und sah der Zukunft wohlgemut ins Auge.

Eines Abends, als er seiner in Charlottenburg gelegenen Wohnung in der ersten Dämmerung zuschlenderte, vernahm er plötzlich ein herzzerreißendes Kindergeschrei, das aus dem an der Straße gelegenen Grundstücke eines Handelsgärtners zu ihm drang. Das Jammergeschrei ging ihm zu Herzen. Schnell öffnete er die Gartenthür und trat in das fremde Grundstück ein.

Dort bot sich ihm ein widerlicher Anblick. Ein Gartenarbeiter hatte ein kleines, etwa fünfjähriges Mädchen mit der Hand bei den Haaren erfaßt, während er mit dem Stiele seiner Schaufel unbarmherzig auf die Kleine losschlug. Diese barbarische Roheit empörte den jungen Heißsporn derartig, daß ihm das Blut in die Schläfe schoß und er, seiner Sinne kaum mächtig, auf den brutalen Patron losstürzte. Mit zornbebender Stimme rief er diesem entgegen:

„Laß er sofort das Kind los, oder —!“

Der Arbeiter erhob den Kopf und musterte den Fremden einen Augenblick. Dann zuckte ein höhnisches Grinsen über seine rohen Züge, und ohne sich weiter um den Eindringling zu kümmern, setzte er seine grausame Züchtigung in verstärktem Maße fort.

Erich vermochte sich nicht länger zurückzuhalten, in überschäumendem Zorn hieb er mit seinem dicken Stocke auf den Arbeiter ein. Dieser ließ die Kleine sofort los und wandte sich gegen seinen Angreifer, mit der

Schippe zu einem furchtbaren Schlage ausholend. Trotz seiner wahnsinnigen Aufregung erkannte er die Gefahr, in der er schwebte, und im Nu sauste der schwere Knopf seines Stockes — eines sogenannten Totschlägers — dem Arbeiter auf den Kopf. Leblos sank dieser unter der Wucht dieses Streiches zu Boden.

Sofort trat die Ernüchterung bei Erich ein. Mit Entsetzen gewahrte er, daß der Mann zu seinen Füßen regungslos liegen blieb. Er beugte sich zu ihm hinab, doch kein Lebenszeichen war zu entdecken. Der Schlag hatte die linke Schläfe des Mannes getroffen und den sofortigen Tod desselben herbeigeführt. Mit furchtbarer Gewalt stürmte das Gefühl seiner Schuld auf ihn ein. Ein Menschenleben hatte er zerstört! Ein Menschenleben, welch entsetzlicher Gedanke!

Wie vernichtet stand er da und starrte den Toten regungslos an. Dann wandte er sich schaudernd ab.

Da gewahrte er, — scheu in eine Ecke gedrückt, das Kind, das verwundert und ängstlich den regungslosen Körper von ferne betrachtete. Sogleich trat er auf die Kleine zu, nahm sie bei der Hand, und, ihr über das blonde Haar streichend, fragte er freundlich:

„Ist das Dein Vater?“

Sie nickte und warf einen scheuen Blick auf den Toten.

„Warum schlug er Dich denn so?“

„Is war über ein Beet delaufen.“

„Schlug er Dich oft?“

„Alle Tage.“

„Arme Kleine! Wo wohnst Du?“

„Weiß nis."

„Wo ist Deine Mutter?"

„Is habe dar keine."

Thränen des Mitleids traten Erich in die Augen. Die arme, arme Kleine! Nun war sie ganz verwaist — durch seine Schuld! Aber besser keinen Vater zu haben, als einen solchen!

„Komm mein Kind, wir wollen Dir einen andern Vater suchen," sagte er freundlich.

Ängstlich sah ihn das Mädchen an.

„Haut der auch?" fragte sie schüchtern und lutschte dabei am Zeigefinger.

„Nein, gewiß nicht! Hauen darf er nicht. Komm nur mit mir."

Da er sah, daß die Kleine noch immer sich scheu beiseite zu drücken suchte, nahm er sie auf den Arm und ihr freundlich zusprechend, trug er sie auf die Straße. Bei einem nahen Krämer kaufte er ihr eine große Zuckerdüte und gewann dadurch sogleich ihr Vertrauen. Dann führte er sie auf die nächste Polizeiwache, übergab sie den Wächtern des Gesetzes und berichtete diesen, was sich soeben zugetragen hatte.

Nachdem der Thatbestand an Ort und Stelle kurz festgestellt worden war, wurde der jugendliche Totschläger in Untersuchungshaft abgeführt.

Das Gerichtsverfahren nahm keine allzulange Zeit in Anspruch. Der Sachverhalt war klar, und der Schuldige geständig. Zeugen gab es nicht zu vernehmen. Die Geschworenen erklärten Erich Förster des Totschlags unter mildernden Umständen schuldig, und

der Gerichtshof verurteilte ihn zu einer dreijährigen Gefängnisstrafe.

Drei Jahre Gefängnis! Dieses Urteil erschien dem lebensfrohen jungen Manne wie die Vernichtung seines Daseins.

Drei Jahre! Und warum? Weil er der Stimme der Menschlichkeit gefolgt war, weil er ein armes, hilfloses Kind vor der brutalen Roheit eines betrunkenen Wüterichs hatte schützen wollen, weil er endlich sich nicht selbst von diesem hatte totschlagen lassen mögen! „In einer Zeit überhand nehmender Gewaltthätigkeit und Roheit, wie der jetzigen, ist eine milde Beurteilung derartiger Fälle wahrhaftig nicht angebracht," hatte der Staatsanwalt in seinem Plaidoyer unter anderem gesagt. Also er sollte büßen für die Roheit anderer, seine That wurde gleichgestellt den Rüpeleien der durch sozialdemokratische und anarchistische Hetzereien verführten Rowdies!

Drei Jahre Gefängnis für die unbeabsichtigte That eines unglücklichen Zufalles! War das Gerechtigkeit? — Keinen Augenblick war es ihm ja in den Sinn gekommen, jenen Menschen töten zu wollen. Und dennoch diese dreijährige Gefängnisstrafe! Die schönsten Jahre hatte man ausgelöscht mit rauher Hand aus dem Kalender seines Lebens!

Ausgelöscht? Nein, schlimmer, viel schlimmer. —

Verzweifelnd an aller irdischen Gerechtigkeit hatte er vor drei Jahren in trostloser Niedergeschlagenheit seine Strafe angetreten, nachdem er zuvor den letzten Rest seines kleinen Vermögens — gegen dreitausend

Mark — der kleinen Waise in Charlottenburg überwiesen hatte.

Nun lagen sie glücklich hinter ihm, diese entsetzlichen drei Jahre, die Jahre tiefster Erniedrigung und fast unerträglicher Seelenqualen. Ein neues Leben lachte ihm entgegen. Würde es ihm ein gesegnetes sein?

Er sprang auf, und die trüben Gedanken gewaltsam von sich abschüttelnd, schritt er dem Brandenburger Thore zu, um in einem einfachen, ihm von früher her bekannten Hotel garni in der Krausenstraße einstweilen Quartier zu nehmen. —

Sein erster Gang war nach dem Baubüreau seines ehemaligen Chefs. Er rechnete mit Zuversicht darauf, dort wiederum Beschäftigung zu finden. Hatte der Meister ihm doch oft genug seine rückhaltloseste Zufriedenheit mit seiner Thätigkeit ausgesprochen. Allein er wurde von dem sonst so gütigen Chef äußerst kühl empfangen und kurz bedeutet, daß kein Platz für ihn in dem Geschäfte frei sei.

Erich merkte wohl, daß nicht Mangel an Arbeitsfeld, sondern seine Persönlichkeit die Ursache zu seiner Abweisung war. Und das schmerzte ihn tief. Es war dies die erste Enttäuschung; der erste Schatten der auf seine lichten Zukunftsbilder fiel. Was bedeutete nur dieses Benehmen seines alten Meisters? Er hatte ihm doch damals, als er noch in Untersuchungshaft saß, ausführlich berichtet, wie das unglückselige Ereignis sich zugetragen hatte. Nun hatte er geglaubt, daß er gerechtfertigt, zum mindesten aber entschuldigt vor seinem ehemaligen Vorgesetzten dastünde. Die kühle Zurück-

haltung des alten Herrn aber belehrte ihn zu seiner Bekümmernis eines Schlechteren.

Bereits um ein Bedeutendes weniger zuversichtlich, begab er sich nun mit seinen Zeugnissen zu einem anderen Baumeister von Ruf. Leider war auch hier der Erfolg kein günstigerer.

Er vermisse die Zeugnissen über Erichs Thätigkeit während der letzten drei Jahre, meinte der Meister nach Durchsicht der Papiere. Durch Erich über dessen jüngste Vergangenheit aufgeklärt, entgegnete er kurz, er müsse bedauern, er habe aber wirklich keine Verwendung für ihn.

Aehnlich erging es Erich auch bei anderen Baumeistern, bei denen er anklopfte. Immer war es seine letzte Vergangenheit, an der das Zustandekommen einer Anstellung scheiterte. Einen so jähzornigen Menschen könne man unmöglich als Bauaufseher verwenden, so hieß es hier; da müsse man ja das Schlimmste gewärtigen. Dort meinte man, ein eben aus dem Gefängnisse Entlassener könne unmöglich die nötige Autorität über die Arbeiter erlangen, die man von einem Bauaufseher fordern müsse. Ein dritter endlich war der Ansicht, sein Büreaupersonal werde sich weigern, mit einem ehemaligen Sträfling zusammen zu arbeiten!

Ueberall stand ihm seine unglückselige Vergangenheit im Wege.

In sehr gedrückter Stimmung suchte er nach all den Enttäuschungen sein bescheidenes Quartier auf. War das die goldene Freiheit, die er so heiß ersehnt, die er noch diesen Morgen so jauchzend begrüßt hatte?

Sollte der Fluch jener That, die doch nur das Resultat eines unglücklichen Zufalls gewesen war, ihm denn ewig anhangen? Er hatte doch seine That redlich gebüßt, seine Schuld gesühnt in den langen, entsetzlichen Monaten, die er teils in Gemeinschaft mit verkommenen Subjekten, teils in trübseliger Einsamkeit seiner öden Zelle verbracht hatte. Und dennoch sollte er als ein Geächteter durch das Leben gehen? War seine Schuld wirklich so schwerer Art, daß sie nicht zu tilgen war? Er war ja doch kein gemeiner Mörder!

Von solchen Gedanken gequält, warf er sich lange auf seinem Lager hin und her, ohne die ersehnte Ruhe finden zu können, bis endlich doch der mitleidige Schlaf seiner Niedergeschlagenheit auf einige Stunden ein Ziel setzte. —

Frühzeitig erhob er sich am Morgen, um mit frischen Kräften seine Bemühungen fortzusetzen. Vor allem aber galt es ein billiges Quartier zu suchen, denn äußerste Sparsamkeit war geboten, wenn er nicht in kürzester Frist vor dem kahlen Nichts stehen wollte.

In der Mauerstraße fand er nach kurzem Suchen, was er brauchte. Ein kleines Mansardenstübchen im fünften Stock, dessen einziges Fensterchen nach einem trüben Hof hinaussah, schien ihm genügend und für seine Verhältnisse passend, denn es war billig. Die Ausstattung war freilich mehr als dürftig: ein schmales, viel zu kurzes, aber blendend sauberes Bett, ein alter wackeliger Tisch, eine steifbeinige gelbgrüne Polsterbank, die den stolzen Namen eines Sofas führte, zwei hölzerne Stühle und ein grüner, verschossener Kattun-

vorhang in einer Ecke, der die Stelle eines Kleider- schrankes vertreten sollte. Das war freilich alles sehr bescheiden, aber was brauchte er mehr? Er war ja von den letzten Jahren her nicht verwöhnt in Bezug auf Luxus und Behaglichkeit! Das Zimmerchen kostete einundzwanzig Mark per Monat, den Morgenkaffee inbegriffen. Das konnte er wohl daran wenden. Auch schien es ihm eine gute That, das Stübchen zu mieten, denn der alten freundlichen Wittib, die es ihm anbot, war die Bedürftigkeit auf den ersten Blick anzusehen. Er mietete also das Stübchen und zog sogleich mit seinen wenigen Habseligkeiten ein.

Dann nahm er seine Bemühungen vom vorigen Tage wieder auf. Aber wo er auch anklopfte, nirgends sollte ein Erfolg seine Anstrengungen belohnen. Ueber- all derselbe Ausgang wie gestern. Er war und blieb geächtet.

Wo waren nun all die kühnen, hochfliegenden Pläne, die glänzenden Luftschlösser? Versunken in dem traurigen Nichts, in der kalten, unerbittlichen Wirklichkeit!

In den nächsten Tagen ging er von einem Miet- bureau zum andern, zu Vermittlern und Agenten aller Art, doch ohne einen günstigeren Erfolg. Sie alle nahmen ihm bereitwillig die Einschreibgebühren ab, doch keiner verschaffte ihm eine Anstellung. Auch Annoncen in den Tageblättern hatten keinen besseren Erfolg. Nach und nach schraubte er seine Ansprüche bedeutend herab, er bestand nicht mehr auf Beschäftigung in seinem Fach, er wollte jede Beschäftigung gern an-

nehmen. Als Musterzeichner, als Kopist, als sonst etwas wollte er sich verdingen, um so sein Leben zu fristen, bis es ihm gelingen würde, in seinem Fach eine Thätigkeit zu finden. Aber überall verschloß man sein Haus dem ehemaligen Sträfling.

Eines Tages schien das Glück ihm endlich lächeln zu wollen. Im „General Anzeiger" wurde ein Aufseher für den Neubau eines Zinshauses im äußersten Osten der Stadt gesucht. Sofort eilte er hinaus, um sich vorzustellen. Der Bauherr, einer jener berüchtigten Bauspekulanten, schien glücklich über eine solche Aquisition und engagierte den jungen Architekten unter verhältnismäßig günstigen Bedingungen.

Erich frohlockte. War die Stellung auch keine glänzende, so war es doch immerhin eine Stellung. Ein Anfang war gemacht! Er fühlte wieder festen Boden unter den Füßen.

Thatendurstig eilte er am nächsten Morgen auf den Bauplatz und begann mit Feuereifer seine Thätigkeit.

Als seine Signalpfeife nach mehrstündiger Thätigkeit die Maurer und Handlanger zur Frühstückspause rief, nahm er so Aufstellung, daß alle beim Bau Beschäftigten an ihm vorüber gehen mußten. Seine Untergebenen mußte er doch kennen lernen! Plötzlich bleibt einer der Maurer dicht vor ihm stehen.

„Jotte doch!" so ruft er laut, daß alle anderen es hören müssen, „unse Nummer dreizehn von Plötzensee! Na, Aujust, was machst denn du hier, he? Sind de schönen Tage von Arantschewitz glücklich zu Ende? Jratuliere ooch ville Male! — Na, kennst mich woll

jar nich mehr, oller Junge, oder sind wir etwa stolz jeworden?"

Erich stand da wie vernichtet. Er starrte dem Sprecher in das spöttisch lachende Gesicht, ohne die ihm kordial hingestreckte Hand zu berühren. Das ärgerte den andern, und indem er Erich einen Rippenstoß versetzte, fuhr er halb vertraulich, halb gereizt fort:

„Nee, Fritze, dat jiebt's niche! Wir sin in's Jefängnis Kameraden jewesen un bleiben's nu ooch für's Leben! — Nee so wat, unse Nummer dreizehn hier uff'n Bau!"

Im Nu war der verblüffte Architekt von der Schar seiner Arbeiter umringt, die ihn neugierig betrachteten.

„Aus Plötzensee kimmt er, nee so wat!"

„Dat is der rechte für uns, so eenen können wir jebrauchen!"

„Na prost, Aujust, vor uns brauchst De dich nich zu schenieren, hier trink mal aus meiner Pulle!"

So schwirrten die Anreden durcheinander.

Erich aber stand noch immer sprachlos da. Er hätte in die Erde sinken mögen vor Scham und Verzweiflung. All sein Mut und sein Hoffen, seine wiedererwachte Vertrauensseligkeit, war mit einem Schlage vernichtet. Hier konnte seines Bleibens nicht sein, um keinen Preis! — Fort, nur fort!

Und von neuem begann die verzweifelte Jagd nach Arbeit und Brot.

II.

Zehn volle Tage irrte Erich nun schon in der Riesenstadt umher, ohne daß er dem ersehnten Ziele auch nur einen Schritt näher gekommen wäre. Immer tiefer sank sein Mut, und immer geringer wurde seine kleine Barschaft. Wie lange würde es noch dauern bis er gänzlich abgebrannt sein würde?!

In trostloser Niedergeschlagenheit saß er eines Tages in einer jener billigen Kellerrestaurationen, um sein frugales Mittagsmahl mitten unter Droschkenkutschern, Dienstmännern und allerhand zweifelhaften Existenzen einzunehmen und den Inseratenteil des „Tageblattes", sowie den „Generalanzeiger" wie alltäglich so auch heute zu studieren.

Da, das konnte vielleicht etwas für ihn sein! Und nochmals las er die Annonce:

„Ein junger Mann, von angenehmem Äußern, mit gewandten Manieren, fähig in feineren Häusern zu verkehren, findet sehr lohnende Anstellung durch das Vermittelungs-Büreau Königsstraße 17 b II rechts."

Schnell war die Adresse notiert und die kleine

Zeche bezahlt. Raschen Schrittes eilte Erich dem Ziele zu. Sein Herz pochte erwartungsvoll. Sein Hoffen war neu entfacht. Das schien doch etwas für ihn zu sein. Nur schnell, daß ihm niemand zuvorkomme!

Und wie vom Sturmwind gejagt eilte er dahin, nicht beachtend, daß er die Aufmersamkeit der Schutzleute durch seine ungestüme Hast auf sich zog.

Welcher Art mochte nur die Stellung sein? Würde er sie auch ausfüllen können? Die Annonce klang so rätselhaft! — Ob es nun aus sein würde mit Sorge und Not?

Da war ja schon die Nummer 17 b! Gott sei Dank!

Mit nervöser Hast eilte er die Treppen hinauf, immer eine Stufe überspringend. Atemlos zog er die Glocke im zweiten Stock. „Heiratsbüreau und Vermittelungs-Institut von Siegfried Arnheim“ las er an der Thür. Heiratsbüreau? Was sollte ihm das? Doch da öffnete sich schon die Thür und ein kleiner untersetzter Mann mit verschlagenem Gesichtsausdruck, mit glattrasierten feisten Wangen und einem mächtigen Doppelkinn stand vor ihm und fragte kurz nach seinem Begehr.

„Ich komme wegen der Annonce im heutigen Tageblatt.“

Der Hausherr musterte den jungen Mann mit neugierigen Blicken von Kopf bis zu Füßen, indem er das feiste Doppelkinn mit der kurzfingerigen Hand bearbeitete.

„Ach so, wegen der Annonce, hm.“

Erneute Musterung. Doch schien sie zu Erichs Gunsten auszufallen, denn plötzlich sagte der Dicke, nicht ohne Freundlichkeit:

„Nur herein, junger Mann, nur herein.“

Damit führte er seinen Gast in das Geschäftszimmer, das mit größerer Eleganz ausgestattet war, als dies in derartigen Büreaus sonst der Fall zu sein pflegt. Durch die offene Thür des Nebenzimmers gewahrte man eine zwar geschmacklos überladene, aber immerhin recht elegante Saloneinrichtung.

Der Vermittler ließ sich an seinem Pulte nieder und begann sofort von neuem seine Ocularinspektion. Auch diese schien befriedigend auszufallen, denn ein abermaliges Lächeln zuckte um seinen großen Mund, als er auf einen Stuhl deutete und ohne Erichs Frage nach der Art der ausgebotenen Stellung auch nur zu beachten, in gönnerhaftem Tone sagte:

„Vor allen Dingen, junger Mann, erzählen Sie mir Ihre Lebensgeschichte.“

Erich that wie ihm geheißen und schilderte ohne Zögern dem Dicken seine Vergangenheit, ohne etwas Wesentliches zu verschweigen.

Arnheim hörte, die Hand am Doppelkinn, aufmerksam zu. Die Gläser seiner goldenen Brille funkelten, sodaß Erich den Eindruck, den seine Erzählung machte, nicht erkennen konnte. Der Ausdruck der unstät umherirrenden kleinen Augen blieb ihm vielmehr verborgen.

Als Erich bei seiner Verurteilung angelangt war, glitt ein erneutes Lächeln über das feiste Faunengesicht des Vermittlers, welches sich bei Schilderung all der

getäuschten Hoffnungen und der dem jungen Manne drohenden Not zu einem triumphierenden Grinsen verstärkte.

„Sie sind mein Mann,“ rief er aufspringend aus und klopfte dabei Erich vertraulich auf die Schulter, „Sie sind engagiert!“

„Ja, aber —“ stammelte dieser verwirrt durch das Ungestüm des Agenten, „ich weiß ja noch gar nicht wofür Sie mich engagieren wollen!“

„Wissen nicht wofür, häh? Werden's gleich wissen, junger Freund, nur aufgepaßt! Viel verlange ich nicht von Ihnen, besonders im Vergleich zu dem geradezu brillanten Gehalt, das ich Ihnen offeriere. Sechzig Mark pro Monat bei freier Station. Genügt Ihnen das? Nicht? Na dann sagen wir fünfundsiebzig, soll mir nicht drauf ankommen.“

„Aber ich begreife gar nicht —“

„Begreifen nicht? Werden gleich begreifen! Mein Hauptgeschäft besteht nämlich in der Heiratsvermittelung. O, ein sehr gutes, ein äußerst einträgliches Geschäft das,“ fiel er sich selbst ins Wort, da er ein geringschätziges Lächeln über Erichs offene Züge gleiten sah, „ein Geschäft, das seinen Mann anständig nährt. — Nun brauche ich aber einen Gehülfen, einen gewandten, jungen hübschen Mann, einen Kerl wie Sie, als Schaustück für meinen Salon.“

Erich war bei den hervorsprudelnden Auseinandersetzungen des Dicken unruhig auf seinem Stuhle hin und hergerückt. Jetzt wollte er aufspringen und seiner Entrüstung über solche Zumutungen Ausdruck geben.

Arnheim aber, der diese Absicht merkte, ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern drückte ihn, schnell aufspringend, mit beiden Händen in seinen Stuhl zurück und fuhr in seiner überhastenden Weise fort:

„Ausreden lassen, junger Mann, ausreden lassen!"

Dabei bearbeitete er das Unterkinn in verstärktem Maße.

„Das Hauptkontingent meiner Klienten bilden nämlich heiratslustige junge und noch mehr alte Mädchen, mißvergnügte Töchter unvermögender Beamten, reiche aber häßliche alte Jungfern, mannessüchtige, romantisch veranlagte Backfische und dergleichen. Diese Frauenzimmer sind aber in der Regel etwas ungeduldiger Natur, sie können es nicht erwarten, mit dem ersehnten Liebsten anzubändeln und wollen etwas Greifbares haben für ihr Geld. Da muß man ihnen die Möglichkeit der Erfüllung ihrer Wünsche beweisen, muß ihnen ein Schaugericht vorsetzen, ein Strohpuppe, bis man Zeit gewinnt, die für sie geeignete Persönlichkeit ausfindig zu machen — oder auch nicht. Dieses Schaugericht, diese Strohpuppe aber sind Sie!"

Erich riß Mund und Augen weit auf. Er war sprachlos vor Zorn und Verwunderung.

„Ich?" stammelte er endlich in seiner Verblüffung.

Der Heiratsvermittler liebte es durchaus nicht, sich in seinen Redeströmen unterbrechen zu lassen. „Ausreden lassen" war seine Parole. Er beachtete deßhalb weder den schüchternen Einwurf seines Gastes, noch dessen sichtbare Verblüffung, sondern er nahm sogleich

wieder das Wort, und fuhr, seiner Redeseligkeit von neuem die Zügel schießen lassend, eifrig fort:

„Jawohl Sie! Sie sollen sich elegant kleiden, sollen gut essen und trinken, sollen ins Theater gehen, alles auf meine Kosten. Sie müssen sich eben meinen schönen Kundinnen an geeigneten Orten, die ich Ihnen vorschreiben werde, präsentieren, erst ein bißchen von ferne, in der Kirche, im Konzert und dergleichen. Dann folgt ein Rendezvous. Es wird ein bißchen poussiert und charmiert, die romantischen Köpfchen werden ein wenig verdreht und wenn man die Fischchen fest an der Angel hat, dann läßt man sie wieder schwimmen. Es kommt eben nur darauf an, das Vögelchen so lange im Netze zappeln zu lassen, bis man ihm allmählich die Raten des Vermittelungshonorars abgenommen hat. Wenn dann der Heiratsaspirant plötzlich abschwenkt, was kann ich dafür? Das liegt dann eben an der mangelnden Anziehungskraft der Schönen! An triftigen Gründen zum Abbruch der Beziehungen soll es Ihnen nicht fehlen, Siegfried Arnheim wird Ihnen schon mit Rat und That zur Seite stehen. Mit der Zeit bekommen Sie dann selbst eine solche Routine, daß Sie meiner Hülfe gar nicht mehr bedürfen. — Nun, junger Freund, wie gefällt Ihnen der Posten? Der Herrgott in Frankreich kann es nicht besser haben! Also schlagen Sie ein, Freundchen, schlagen Sie ein, und nicht weiter geziert!“

Dabei streckte er Erich seine dicke, kurzfingerige Hand mit den abgeknabberten Nägeln entgegen, wobei er wohlgefällig den mächtigen Siegelring mit dem

funkelnden Amethyst betrachtete, der protzig auf dem wulstigen Zeigefinger thronte.

In Erichs Innern kochte es. Scham und Zorn schnürten ihm die Kehle zu. Ergrimmt sprang er auf, und anstatt die ihm dargebotene Hand zu ergreifen, schrie er den verblüfften Agenten an:

„Herr, wen glauben Sie eigentlich vor sich zu haben? Wie können Sie es wagen, mir derartige Anerbietungen zu machen? Ich bin ein ehrlicher Kerl, trotz meiner drei Jahre Gefängnis, und ich werde es bleiben!"

Damit wandte er sich zum Gehen.

Arnheim war zuerst ganz verdutzt. Dann schoß ihm das Blut in die Stirn und mit zornerstickter Stimme kreischte er dem im Gehen Begriffenen nach:

„So? Werden es bleiben? Wir werden ja sehen wie lange! Im Gefängnis gewesen und ein ehrlicher Kerl bleiben, hat sich was! Machen Sie mir's nur erst vor! Ein dummer Kerl sind Sie, — ja, ein dummer Kerl, Sie brauchen gar nicht aufzubrausen — ein dummer Kerl, daß Sie das Glück, das sich Ihnen bietet, so leichtsinnig von der Hand weisen und lieber am Hungertuche weiter nagen, anstatt sich auf ehrliche Weise Ihr gutes Brot zu verdienen. Jawohl, auf ehrliche Weise, denn wer nicht stiehlt, der ist doch ehrlich. Sie werden später noch zu ganz anderm Broterwerb greifen, zu ganz anderem! Wie kann man nur so kurzsichtig sein und alberner Vorurteile wegen ein so günstiges Angebot von der Hand weisen! Besinnen Sie sich eines Bessern, junger Mann, noch ist es Zeit! Greifen Sie zu!"

„Nimmermehr", schrie Erich, der sich gern durch seinen Rückzug dem Redefluß des Hausherrn entzogen hätte, doch die Vorsaalthür nicht zu öffnen vermochte, „eher will ich verhungern!"

„Es verhungert sich nicht so leicht, hä hä, Hunger thut weh! Werden noch an mich zurückdenken, hä, hä, werden noch Sehnsucht bekommen nach den Fleischtöpfen des alten ehrlichen Arnheim, verlassen Sie sich darauf!"

Jetzt erst bequemte er sich, seinem Gaste die Thür zu öffnen, die dieser bisher vergeblich bearbeitet hatte. Erich entfernte sich ohne Gruß und stürmte in zorniger Erregung die Treppen hinunter. War er denn schon so tief gesunken, daß man ihm solche Niederträchtigkeit zumuten durfte? Als Kuppler sollte er sich verdingen, das Bethören und Betrügen vertrauensseliger Jungfrauen zu seinem Berufe machen! Und dies alles, um dem ehrlosen Schurken, dem habgierigen Kuppler zum Reichtum zu verhelfen! Eher würde er sich als Straßenkehrer verdingen! — Lieber Grubenräumen als eine solche Niederträchtigkeit begehen!

Noch immer in hellem Zorn erreichte er seine Wohnung. Um eine bittere Erfahrung, um eine neue Enttäuschung reicher verschlang er sein trockenes Stück Brot. Aber auch hierzu würden seine Mittel nur noch einige Tage reichen! Was dann? — —

* *
*

Arnheim hatte höhnisch dem Davoneilenden nachgelacht.

„Wirst schon klein werden, mein Jungchen, ganz klein.“ Voller Schadenfreude rief er es aus, als er wieder allein war. Dann plötzlich im Tone des Bedauerns:

„Es ist doch schade um das Bürschchen, das hätte gerade für mich getaugt. Na, wer weiß, ob wir uns nicht noch einmal wiedersprechen werden.“

Damit war der Fall Förster für ihn abgethan. Gleichmütig setzte er sich an seine wohlbesetzte Frühstückstafel und schmauste mit Behagen. — —

Siegfried Arnheim war der Sohn wohlangesehener Eltern. Sein Vater war Rechtsanwalt in einer Provinzialstadt gewesen und hatte seinen zwar befähigten, aber bodenlos faulen Sohn, nachdem dieser endlich mit Ach und Krach das Abiturientenexamen bestanden hatte, zum Studium der Rechte auf die Universität Göttingen geschickt. „Doch statt Jus trieb er nur Jux.“ Um die Studien kümmerte er sich gar nicht, dafür ergab er sich um so eifriger den Freuden des studentischen Kneipen- und Bummellebens. Er kostete seinem Vater ein Heidengeld, machte trotzdem aber noch Schulden über Schulden. Als er neun volle Semester „studiert“ hatte, starb sein Vater, ohne seinem Sohne irgend welches Vermögen zu hinterlassen. Siegfried sah sich deshalb genötigt die Universität schleunigst und mit Hinterlassung zahlreicher Schulden zu verlassen.

Es galt nun einen Lebensunterhalt zu finden.

Aber wie? Gelernt hatte er eigentlich nichts, doch schrieb er eine leidliche Handschrift. Als ehemaliger Student der Rechte mußte er doch mit einer solchen bei einem Rechtsanwalt Beschäftigung finden können. Und so geschah es. Als Schreiber beim Nachfolger seines Vaters fand er sein kümmerliches Brot.

Doch dies Arbeitsverhältnis war von kurzer Dauer. Mit einer mehrmonatlichen Gefängnisstrafe, die er sich durch Unterschlagung verschiedener Gelder zuzog, fand es sein jähes Ende.

Nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis ließ er sich als „Rechtskonsulent" — rekte Winkeladvokat in einem kleinen Orte der Lausitz nieder. Aber auch hier endete die Herrlichkeit nur zu bald mit einer Veruntreuung ihm anvertrauter Gelder, und abermals wanderte Arnheim ins Gefängnis, diesmal auf zwei Jahre. Nun sah er ein, daß für seines Gleichen der einzig richtige Boden das Pflaster der Hauptstadt sei. Dieses wählte er sich denn auch nach Verbüßung seiner zweiten Strafe als Schauplatz seiner neuen Unternehmungen.

Von seiner Studentenzeit her wußte er genau Bescheid mit den Geschäftskniffen der Geldverleiher. Diese Geschäftsart schien ihm geeignet, ihm den Weg zum Glück zu ebnen. Er errichtete deshalb ein „Auskunfts- und Vermittelungs-Kontor", trat mit verschiedenen Wucherern, die ihren Namen nicht preisgeben wollten, in Verbindung und vermittelte zwischen diesen und den geldbedürftigen Mitgliedern der sogenannten jeunesse dorée so manches Pumpgeschäft. Hierbei verdiente

er ganz nette Prozentchen, und zwar ohne jedes Risiko. Bald hatte er sich ein hübsches Sümmchen zusammengespart, mit welchem er nun Wuchergeschäfte auf eigene Faust zu machen begann. Sein Besitz verdoppelte, verdreifachte sich auf diese Weise gar bald, denn seine Geschäfte gingen ausgezeichnet.

Aber diese eine Erwerbsquelle genügte dem habgierigen Manne bald nicht mehr. Er wollte mehr, immer mehr verdienen, und zwar in kürzester Frist. Reich wollte er werden um jeden Preis.

Er legte sich nun auf die Vermittlung von Heiraten.

Hierbei legte er ein besonderes Geschick an den Tag. Schlau wie ein Fuchs, glatt und geschmeidig wie ein Aal, zungengewandt wie ein Papagei, verstand er es meisterhaft, immer neue Klienten herbeizulocken und die alten, während er sie an der Nase herumführte, festzuhalten, allen aber den Beutel gehörig zu erleichtern. Da ihm Fortuna auch nicht gerade abhold war, und er manche Heirat wirklich zustande brachte, so hatte er sich bald einen gewissen Ruf als Ehevermittler erworben. Das Geschäft ging vortrefflich, und eine weitverzweigte Kundschaft war ihm sicher.

Natürlich blieb es nicht bei der Vermittelung von Heiraten. Alle Art von Kuppelei wußte er mit Geschick ins Werk zu setzen. So wurde der Kuppler Arnheim den unersättlichen Wüstlingen der Residenz bald ebenso unentbehrlich, wie den in Geldverlegenheit befindlichen Kavalieren der Pumpier gleichen Namens es schon lange gewesen war.

Jetzt erfreute sich der skrupellose Schlaukopf bereits

eines recht behäbigen Wohlstandes, und mit mitleidigem Achselzucken blickte er auf jene Dummköpfe herab, die es nicht verstanden, in der Weltstadt ihren Unterhalt zu finden. Es war dies doch so leicht!

„Das Geld liegt auf der Straße, man muß es nur aufzuheben wissen“, pflegte er zu sagen.

III.

Der Geheime Oberfinanzrat von Karch war schlechter Laune.

Das war nun zwar nichts Absonderliches — im Gegenteile, etwas recht Alltägliches — aber eine derartig verbissene Gereiztheit, wie sie sich heute seiner bedauernswerten Umgebung gegenüber äußerte, überstieg denn doch das gewöhnliche Maß seiner Launenhaftigkeit.

Gesenkten Hauptes ging er in seinem Zimmer auf und ab, die kalten grünlichen Augen starr zu Boden geheftet. Auch die etwas zu lang geratene Unterlippe bekundete eine auffallende Neigung nach unten, die langen Finger seiner mageren Hände durchwühlten in periodischen Stößen das spärliche graue Haar, dessen lange dünne Strähnen die Blöße seiner überhohen Stirne künstlich zu verdecken bestimmt waren. Die schlotterigen Beine knickten heute noch mehr, als dies gewöhnlich schon der Fall war, bei jedem Schritte in die Knie ein. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, stampfte mit dem Fuße auf, oder biß sich auf die herabhängende

Unterlippe. Das ganze Auftreten des Geheimrates machte den Eindruck innerer und äußerer Haltlosigkeit.

Die Frau Geheimrätin hütete sich wohlweislich das Zimmer zu betreten. Sie machte sich vielmehr geflissentlich in der Wirtschaft zu schaffen, um dem Mißgelaunten nicht in den Weg zu kommen. O, sie kannte diese Stimmungen, unter denen sie nun schon an die vierundzwanzig Jahre so unsäglich litt!

Stimmungen! Als wenn man das überhaupt noch Stimmungen hätte nennen können! Nein, eine einzige, chronische Verstimmung!

Seit Jahren bereits hatte die beklagenswerte Frau kaum mehr ein freundliches Gesicht von ihrem Gatten zu sehen bekommen. Was sie auch thun, was sie auch sagen mochte, es trug ihr Scheltworte ein. Oder ein verächtliches Lachen, ein zorniges Fußaufstampfen, oder eine wegwerfende Bemerkung voll beißender Ironie. Die kleine, ein wenig korpulente Frau, mit den freundlichen Zügen und dem sanften, gefügigen Wesen hatte längst keine eigene Meinung mehr. Sie kannte nur eine Meinung in ihrem Hause: die ihres gestrengen Herrn. Das Reden hatte sie sich im Laufe der Jahre fast abgewöhnt, wenigstens in seiner Gegenwart. Warum sollte sie auch immer neue Sticheleien und Scheltworte über sich ergehen lassen? Sie konnte ja nun doch einmal nichts Vernünftiges über ihre Lippen bringen, wenigstens war ihr das oft genug gesagt worden! Schreck und Staunen auf den offenen Zügen, pflegte sie ängstlich ihre Tochter anzustarrren, wenn diese — wie es öfters geschah — die unglaubliche Kühnheit

zeigte, dem Vater entgegenzutreten. Das Mädchen hatte eine Art dem Vater gegenüber, eine so ruhige, furchtlose Art, die dem zaghaften Frauchen gewaltig imponierte, es aber zugleich mit gelindem Schrecken erfüllte.

Aber auch auf den Gewaltigen verfehlte dieses Auftreten der Tochter ihre Wirkung nicht, und oft schon hatte sie ihn zum Schweigen gebracht.

Diese Tochter war es, um derentwillen die gute Frau Geheimrätin ihr schweres Kreuz mit so rührender Geduld auf sich nahm, diese Tochter, die ihr ebensoviel Sonnenschein in das verkümmerte Herz zu zaubern wußte, als der ungerechte, übellaunige Gatte ihr Kummer bereitete. Ja, wenn ihre Paula nicht wäre, dann hätte sie es wohl kaum so lange an der Seite dieses Mannes ausgehalten! Aber um dieser Tochter willen, da hätte sie wohl noch Schlimmeres zu ertragen vermocht.

Die Mutterliebe vermag eben alles!

Paula von Karch galt allgemein als eine seltene Schönheit. Ein hoher schlanker Wuchs, volle geschmeidige Formen und eine unnachahmliche Anmut ihrer Bewegungen vereinigten sich, um dem jungen Mädchen etwas ungemein Anziehendes zu verleihen. Ihr Gesicht war zwar nicht regelmäßig schön, im Gegenteil: die Nase war etwas zu lang, die Backen ein wenig zu voll, das Kinn zu rund und der Mund nicht allzu klein, doch strahlte aus ihren dunkeln, sammetartigen Augen soviel Herzensgüte, Geist und Schelmerei zugleich, daß alle Welt von ihrer Erscheinung entzückt war. Kein Wunder, daß die gesamte Männerwelt, gleichviel ob

jung oder alt, verheiratet oder ledig, fast ausnahmslos dem schönen Mädchen zu Füßen lag.

Wie war es aber möglich, daß ein solcher Ausbund von Anmut und Liebreiz mit zweiundzwanzig Jahren noch unverheiratet war? Sehr einfach: sie war nichts weniger als eine gute Partie. Von Mitgift konnte schlechterdings gar keine Rede sein. Und dennoch hatte sie schon einige Anträge gehabt, die sie zum größten Ärger des Geheimrats ausgeschlagen hatte.

Das Mädel war eben total verblendet! Den Grafen Eckberg abzuweisen — zwei Jahre waren es nun her —, einen verlebten Roué zwar, weder schön noch geistreich, aber doch ein Graf und Besitzer herrlicher Güter! Und jetzt nun wieder den Baron von Breslauer! Es war unglaublich! Worauf wollte das alberne, eigensinnige Ding denn eigentlich warten? — Einen fünffachen Millionär auszuschlagen, war so etwas erhört? Aus könnte es sein mit allen Sorgen und Entbehrungen, mit Borgen und Prolongieren, mit dem Versagenmüssen aller Genüsse, und das dumme egoistische Mädel, dieser Trotzkopf, sagte nein!

Freilich hatte auch der Baron durchaus nichts Anziehendes, die semitische Abkunft war doch gar zu markant auf Gesicht und Figur ausgeprägt. Seine Erscheinung war eigentlich das Gegenteil derjenigen eines Kavaliers; sein Benehmen war plump, sein Auftreten protzig, so recht das eines Parvenus. Aber fünf Millionen Mark; fünf Millionen! — Konnte sie denn nicht ihrem armen alten Vater zuliebe ihre Abneigung bezwingen? — „Ich liebe ihn ja nicht!“ Dummes

Geschwätz, als wenn es zum Heiraten der Liebe bedürfte! Lieber Himmel, die Liebe machte nicht satt, mit der Liebe konnte man auch keine Schulden bezahlen! Wenn man am Ausgange des neunzehnten Jahrhunderts einen Menschen vor die Wahl stellte: Fünf Millionen ohne Liebe, oder Liebe ohne einen Groschen, und er entschied sich für die Liebe, nun dann war er fürs Irrenhaus so ziemlich reif! Das war aber nur die Erbschaft ihrer Mutter, dieser altfränkisch-zimperlichen Person! Wie hatte er auch nur eine solche Frau heiraten können! Das waren eben die Folgen der thörichten Liebesheiraten, so endeten sie doch alle! Lieber Gott, er hatte sich auch eingebildet, dieses Gänschen wer weiß wie sehr zu lieben, und was war die Folge gewesen? Vierundzwanzig öde, langweilige Jahre an der Seite dieser unbedeutenden, einfältigen Frau! Ach, über diese dummen, sentimentalen Heiraten aus Neigung! Und nun mußte sich sein eigen Fleisch und Blut gerade auf eine solche kaprizieren! Es war zu dumm!

Zornig stampfte der Geheimrat bei den letzten Worten seines Selbstgespräches mit dem Fuße, dann setzte er seine erregte Wanderung von neuem fort, ganz in Gedanken verloren.

Wie war er doch bei seinen Heiratsplänen gerade auf den Baron von Breslauer verfallen? Richtig, der Arnheim, der schlaue Fuchs, hatte seine Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt.

Mit diesem Biedermann stand der arg verschuldete Geheimrat schon seit längerer Zeit in Geschäftsverbindung. Er hatte von jeher über seine Verhältnisse

gelebt, und sein, wie seiner Gattin geringes Vermögen war längst aufgebraucht. Von Einschränkungen aber wollte der eitle, vom Glanze seiner Stellung berauschte Mann, der stets das „noblesse oblige“ im Munde führte, aber den schönen Spruch in ganz verkehrter Weise deutete, durchaus nichts wissen. „Das sind wir doch unserer Stellung schuldig,“ war sein drittes Wort. Das Gehalt reichte oftmals nicht zur Bestreitung der notwendigsten Bedürfnisse des Haushaltes. Trotzdem aber mußte der äußere Schein durchaus gewahrt werden. So durfte der Geheimrat von Karch mit seiner Tochter z. B. bei keinem Theater paré fehlen — die Frau Geheimrätin konnte man allenfalls entbehren —, in den hervorragendsten Konzerten mußte man die schöne Paula an seiner Seite bewundern. Auf den Besuch der Hoffestlichkeiten aber zu verzichten, wäre dem eingebildeten Streber wie etwas ganz Ungeheuerliches erschienen. Die kostbarsten Toiletten waren hierzu für seine Tochter eben gerade gut genug. Dieselben verschlangen aber ein Heidengeld. Dazu die Wagen, die Eintrittskarten und alles, was drum und dran hing!

Und die Gesellschaften! Der Geheimrat von Karch mußte doch ein Haus machen! Ein Diner unter sechs Gängen war aber eine Unmöglichkeit; hatte doch der Finanzrat Bergmann sogar sieben Gänge gegeben und dazu Veuve Cliquot! — Nur nicht einschränken! Eines Tages würde sein Mädel schon Vernunft annehmen, und dann würde schnell alles geordnet sein.

Also mit Hilfe jenes Arnheim hatte der Geheimrat bisher das luftige Kartenhaus seiner Finanzlage notdürftig

gestützt. Doch dieser Biedermann war durchaus kein Freund von Verlusten und verstand gar keinen Spaß, wenn ein Geschäft zu seinem Nachteile auszuschlagen Miene machte. Er hatte vor einigen Monaten erst wieder dem Geheimrat fünftausend Mark unter der Bedingung vorgeschossen, daß dieser seine Tochter mit einem steinreichen, hochangesehenen Manne, der ganz vernarrt in das Mädchen sei, verheirate. Lebhafte Zustimmung auf Seiten des Geheimrats. Wer denn dieser steinreiche Mann sei? — Niemand geringeres als der Baron von Breslauer, der bekannte vielfache Millionär und Sportsmann. — Ach so, der; das würde freilich nicht ganz leicht sein, gerade den seiner Tochter aufzureden. Aber was in seinen Kräften stehe, wolle er schon thun, der Baron möge nur getrost seinen Besuch machen.

Und der Baron hatte seinen Besuch gemacht und war äußerst herzlich von seiten des Geheimrats, höflich zurückhaltend von der Hausfrau und eisig kalt von der schönen Paula aufgenommen worden.

Diese durchschaute natürlich sofort die Absichten des Barons und ihres Vaters, dessen freudiges Einverständnis mit den zu gewärtigenden Bewerbungen des unliebsamen Freiers nur zu deutlich erkennbar war. Wie konnte ihr eigener Vater nur daran denken, ihr diese Vogelscheuche zum Gatten geben zu wollen! Wirklich eine unglaubliche Zumutung! Und welche Frechheit von diesem Menschen, sein Auge auf sie zu erheben! Das gäbe Wasser auf die Mühle der spottsüchtigen Berliner, die schöne Paula von Karch und

der Freiherr David von Breslauer sich als Verlobte empfehlend! Diese kleine, untersetzte Spottfigur, deren unverhältnismäßig großer Oberkörper und behäbige Leibesfülle in geradezu lächerlichem Kontrast zu den kurzen, stark geschweiften und unglaublich dünnen Beinchen stand! Dazu die breite, stark gekrümmte Nase, die dicken, wulstigen Lippen, denen man die rohe Sinnlichkeit auf den ersten Blick ansah, die glotzenden Augen, die hinter dem schief auf der Nase balancierenden goldenen Kneifer aus den Höhlen hervorquollen, und das rabenschwarze, kurzgekräuselte Negerhaar! Diese Jammergestalt ihr Gatte! Welch wahnwitzige Idee!

Der Geheimrat war außer sich über das Benehmen seiner Tochter dem Baron gegenüber. All die schönen Pläne, die er auf diese Verbindung gegründet hatte, sollten durch den Eigensinn des thörichten Mädels zunichte werden? Denn kein Zureden, kein Bitten, kein Drohen und Schelten konnte die Eigensinnige zu einem veränderten Wesen dem Baron gegenüber veranlassen. Je häufiger dieser das Karch'sche Haus besuchte, um so schroffer und abweisender wurde Paulas Benehmen ihm gegenüber. Als dies aber den unliebsamen Besucher nicht fernzuhalten vermochte, so erschien sie einfach gar nicht mehr im Salon, wenn er anwesend war. So sehr der Vater auch darüber tobte, sie blieb ihrer Taktik treu.

Mit Ärger und Sorge zugleich sah der Geheimrat seine Hoffnungen zu schanden werden. Dem selbstsüchtigen Frauenzimmer war eben nicht beizukommen! —

Vor einer Stunde war ein Brief des Barons für

ihn abgegeben worden. Derselbe hatte ihn in keine geringe Aufregung versetzt. Es werde dem Herrn Geheimrat, so schrieb der Baron, wohl nicht zweifelhaft sein, welcher Magnet ihn in sein Haus gezogen habe. Er glaube nicht fehlzugehen mit der Annahme, daß seine eigenen Wünsche sich mit denen des Geheimrats begegneten. Er bitte daher um die Hand des Fräulein Paula und werde sich gegen zwölf Uhr persönlich die Antwort holen.

Ein förmlicher Antrag, wie fatal! Der Freiherr verlor also die Geduld. Und die glänzenden Aussichten sollten durch das thörichte Vorurteil eines eigensinnigen Kindes zu nichte gemacht werden? Unsinn! Sie durfte den Baron nicht abweisen, wofür war er denn der Vater?! — Aber wie den Trotzkopf beugen, wie? — Jedenfalls mußte es versucht werden. Es war keine Zeit zu verlieren, also vorwärts! —

„Paula, mein Liebling," so begann der Geheimrat, als er das Zimmer seiner Tochter betrat, „was ich längst vorausgesehen, ist eingetroffen, der Baron von Breslauer hält um Deine Hand an."

Paula verfärbte sich. Das Blut wich aus ihrem Antlitz, dann strömte es mit doppelter Gewalt zurück, Stirn und Wangen mit Purpurröte übergießend. Ihre Stimme vibrierte leise, als sie mit erzwungenem Gleichmut erwiderte:

„Ich hoffe, Du hast ihn abgewiesen?"

„Abgewiesen? Warum sollte ich ihn denn abweisen? Einen solchen Antrag abzuweisen, wäre ja Wahnsinn! Ich hoffe vielmehr —"

„Was hoffst Du, Vater?“ (Mit schneidender Schärfe.) „Du kennst ja meine Abneigung, meine Verachtung gegen diesen Baron und weißt, daß ich ihm niemals meine Hand reichen werde, nie — mals!“

Unbeugsame Festigkeit klang aus ihren letzten Worten. Trotzdem gab es der Geheimrat noch nicht auf, sie zu bearbeiten.

„Aber liebes Kind, so sei doch vernünftig! Der Baron ist vielfacher Millionär, Du würdest eine brillante Stellung haben —“

„Ich mag seine Millionen nicht!“ (Ärgerlich stampfte der kleine Fuß auf.) „Die bescheidenste Stellung ziehe ich der an seiner Seite vor!“

Der Geheimrat schlug die krampfhaft geballten Hände in nervöser Erregung gegen einander. Seine grünlichen Augen spielten ins gelbliche und nahmen beinahe einen gehässigen Ausdruck an. Mit der mühsam erzwungenen Ruhe war es vorbei.

„Wenn Du doch nicht immer bloß an Dich denken wolltest, Du selbstsüchtiges Ding! Ist es Dir denn wirklich ganz unmöglich, auch einmal ein Opfer für Deinen alten Vater zu bringen? Du weißt, unsere Verhältnisse sind niemals glänzende gewesen, und gerade jetzt befinde ich mich in großer Verlegenheit. Das würde alles anders werden, wenn —“

„Also verkaufen willst Du mich dem Protz?! Deine Schulden mit dem Herzblut Deiner einzigen Tochter bezahlen?“

„Ach was Herzblut! Dummes Romangeschwätz! In ein weiches Nest möchte ich Dich setzen, das ist

alles! — Als wenn es eine so schreckliche Zumutung wäre, ein elendes Hungerleben mit der Stellung einer beneideten Millionärin zu vertauschen. Die schönsten Pferde und Wagen würdest Du haben, die kostbarsten Toiletten dutzendweise erhalten! Du mit Deinem Gesicht und Deiner Figur in den entsprechenden Rahmen gebracht, was müßtest Du für Furore machen! Ganz Berlin würde Dir zu Füßen liegen! Und Du weigerst Dich lediglich aus Kaprice!“

„Aus Kaprice! Ist das Kaprice, wenn ich mir meine Selbstachtung bewahren will? — Weil ich es verschmähe, um schnöden Geldes willen mit einer schändlichen Lüge vor den Altar zu treten, weil ich zu stolz bin, mein bißchen Schönheit gegen elendes Geld zu verkaufen, an dem noch dazu vielleicht der Schweiß von tausend armen Leuten klebt, deshalb schiltst Du mich? — Nein, Vater, unser alter Name, unser reines Blut ist zu gut, um sich mit dem eines jüdischen Emporkömmlings zu mischen!“

Ihr Stolz bäumte sich auf, der von ihm selbst sonst so eifrig genährte Stolz. Der Geheimrat fühlte sich besiegt. Fast kleinlaut entgegnete er:

„Er ist aber doch baronisiert.“

„Der Freiherrntitel ändert den Menschen nicht! Wie Du nur Deiner Tochter zumuten kannst, einen Mann von so schlechtem Rufe, von so unsittlichem Lebenswandel zu heiraten!“

„Was geht mich sein früheres Leben an?! Er wird nicht anders sein, als die jungen Leute aus anderen reichen Häusern Berlins. Erziehe ihn Dir

doch zur Moral, dann erwirbst Du Dir noch einen Gotteslohn!“

„Ich danke bestens für die Aufgabe! Und nun genug davon, Vater! Sage dem Herrn, daß ich auf die Ehre einer Verbindung mit ihm verzichte, für immer verzichte!“

Und plötzlich in einen sanfteren, ja zärtlichen Ton verfallend:

„Geh, Vater, und sage es ihm. Ich will auch thun, was in meinen Kräften steht, Dir das Leben zu erleichtern. Ich will mir etwas verdienen, mit meiner Malerei kann ich schon ein ganz nettes Sümmchen erwerben, ich kann ja auch Stunden geben. Für meinen Unterhalt kann ich schon selbst sorgen, und ich werde Dir gar nicht mehr zur Last fallen. Aber dringe nicht mehr in mich, den Baron zu heiraten, ich kann es nicht, bester Vater, ich kann es wirklich nicht!“

Dabei fiel sie dem Vater um den Hals und brach in ein nervöses Schluchzen aus.

„Na ja,“ brummte der Geheimrat halb ärgerlich, halb gerührt, „mit Gewalt werde ich Dich nicht zum Altare schleppen. Aber Rücksicht nehmen auf andere, und wären es auch die eigenen Eltern, das kennt Ihr junges Volk von heutzutage nicht. Schon gut,“ wehrte er der ausbrechenden Zärtlichkeit seiner Tochter ab, „schon gut, ich werde dem Baron Deine Botschaft übermitteln. Wem nicht zu raten ist, dem ist auch nicht zu helfen!“

Brummend verließ er ihr Zimmer.

Das war ja eine nette Aufgabe für ihn, dem Baron

diesen Bescheid zu bringen. Wenn er es nur wenigstens schriftlich abmachen könnte! Aber dazu war es zu spät, der Baron konnte jede Minute erscheinen.

Er mußte ihn auf die Zukunft zu vertrösten suchen. Zeit gewonnen, alles gewonnen! Schließlich würde der Trotzkopf am Ende doch noch Vernunft annehmen. — Es war zu ärgerlich, zu ärgerlich!

Zornig stampfte er den Boden, als der eintretende Diener ihn aus seinen Gedanken emporschreckte. Hastig nahm er die Karte von der ihm dargereichten silbernen Platte und las mechanisch: „David Freiherr von Breslauer.“

IV.

David von Breslauer!

Daß er diesen Namen zu tragen verurteilt war, das konnte der Träger desselben seinem verstorbenen Vater durchaus nicht verzeihen. Wie konnte man nur David heißen! David, einfach lächerlich! Und Breslauer, auch das klang so verräterisch. Warum hatte sein kurzsichtiger Vater bei seiner Nobilitierung nur diesen abscheulichen Namen nicht abgelegt, oder wenigstens verändert! Baron von Breßler zum Beispiel würde schon ganz anders geklungen haben. Aber Breslauer, David von Breslauer, welche Geschmacklosigkeit!

Als er dem alten Jakob, seinem Vater einst diesen Vorwurf gemacht, da hatte dieser ihn ausgelacht mit den Worten: „Davidleben, bei Deinem Jesichte hilft Der keene Namensänderung nischt.“

Das konnte David dem braven Alten nie vergessen.

Jakob Breslauer hatte mit einem Herrenkleidergeschäft nach und nach viel Geld verdient. Damit hatte er alsdann ein Bankgeschäft gegründet und mit dem

seiner Rasse eigentümlichen Spekulationssinn glänzende Geschäfte gemacht. Die spekulativen Unternehmungen der Gründerzeit der siebziger Jahre machten ihn zum vielfachen Millionär. Bald lohnte der Kommerzienratstitel seine sogenannten Verdienste um die Unterbringung einer Staatsanleihe. Wenn der große Krach ihm auch bald darauf die Hälfte seiner schnell und leicht erworbenen Millionen wieder abnahm, so war dennoch das Haus Breslauer bei allen späteren Anleihen hervorragend beteiligt, und bei öffentlichen Sammlungen pflegte der Name des schlauen Kommerzienrates mit einer namhaften Summe auf der Liste zu stehen. Dies hatte zur Folge, daß aus dem jüdischen Bankier Jacob Breslauer allmählich der christliche Geheime Kommerzienrat Freiherr von Breslauer wurde.

David, sein einziger Sohn, war das Herzblättchen des Geheimen Kommerzienrates. Nur für ihn hatte er ja schließlich seine Millionen aufgehäuft. Der junge Baron sollte ein durchaus standesgemäßes Leben führen dürfen, er sollte sich nicht zu schinden brauchen, wie er es selbst sein ganzes Leben hindurch gethan hatte. Nobeln Passionen mochte er fröhnen nach Herzenslust, auf schönen Pferden im Tiergarten aller Augen auf sich ziehen, in den allerersten Häusern verkehren und einmal eine vornehme Partie machen, das war sonnenklar.

„Davidleben, ich kauf' Der e Gräfin," oder „Davidche, wenn Der ene Ferschtin gefällt, sag' mer's, ich schaff' se Der an." So der alte Jacob im stolzen Bewußtsein der Macht seines Geldes.

Doch der Tod entband ihn von der Erfüllung seines Versprechens. Dafür aber hinterließ er seinem David das nette Sümmchen von acht Millionen Mark.

Damals war David dreißig Jahre alt gewesen. Jetzt zählte er deren sechsunddreißig, sah aber aus wie ein starker Vierziger. Seine Millionen waren auf fünf zusammen geschmolzen und das väterliche Bankgeschäft als nicht standesgemäß aufgegeben. Wozu sollte er auch arbeiten? Das war doch nicht Sache der oberen Zehntausend! Er hatte zu zechen und zu schmausen, zu spielen und zu wetten, auf schönen Pferden und in eleganten Karossen zu glänzen. Und dann die Weiber! Die hatten doch auch Ansprüche auf seine Zeit und sein Geld!

So hatte er ein zügelloses Leben geführt, voller Ausschweifungen und Extravaganzen, bis die ausbrechende Leidenschaft für die schöne Paula von Karch seinen Gedanken und Wünschen eine neue Richtung gab. Im Deutschen Theater hatte er sie zuerst gesehen. Sehen, bewundern und begehren war eins.

Ein wildes Verlangen nach dem Besitze des herrlichen Mädchens loderte in ihm auf. Eine unheimliche Glut sprühte aus seinen Glotzaugen, während er die üppige Gestalt Paulas mit seinen Blicken förmlich verschlang. Kein Auge wandte er den ganzen Theaterabend von ihr ab. Wer mochte das schöne Weib nur sein? — Er mußte es erfahren um jeden Preis.

Da gewahrte er zu seiner nicht geringen Freude drunten im Parkett das feiste Faunengesicht des ihm

wohlbekannten Vermittlers Arnheim. Das war der rechte Mann am rechten Ort. Der konnte ihm sicherlich die gewünschte Auskunft geben, er, der jedes hübsche Gesicht, jede üppige Gestalt Berlins genau kannte. Von ihm würde er schon erfahren, wer die schöne Unbekannte und wie ihr am bestem beizukommen wäre.

Am nächsten Morgen in der Frühe schon suchte er den Agenten, dessen Findigkeit er schon so manches gelungene Liebesabenteuer, so manchen Sinnengenuß verdankte, auf.

„Schaffen Sie mir das Mädchen,“ so drang er in den Agenten, als dieser ihm Paulas Namen genannt hatte, „schaffen Sie sie mir und wenn ich Unsummen zahlen sollte; aber schaffen müssen Sie sie mir! Hören Sie?“

Arnheim kratzte sich hinter den Ohren.

„Wo denken Sie hin, Herr Baron? Die stolze Paula von Karch — nein, da ist sicher nichts zu machen, absolut nichts.“

„Ach was, mit Geld ist alles zu machen! Sie muß mein werden, Arnheim, um jeden Preis! Also denken Sie nur nach, was hier zu thun ist.“

„Ja, wenn Sie sich entschließen könnten, sie zu heiraten, dann ließe sich die Sache vielleicht entrieren.“

„Heiraten? Meinetwegen auch das, wenn es sein muß. Aber besitzen muß ich das Mädel! Doch wie sie erringen, wie?“

Arnheim traute seinen Ohren kaum. Breslauer dachte ans Heiraten! Dieser eingefleischte Junggeselle, der nur

für die freie Liebe schwärmte und von dieser den ausgiebigsten Gebrauch zu machen pflegte, Breslauer wollte heiraten! Wie mußte er sich in das Mädchen vergafft haben! Da war sicherlich etwas für ihn zu holen. Der verliebte Protz sollte tüchtig Haare lassen.

„Das ‚wie‘ lassen Sie nur meine Sorge sein, Herr Baron. Der Siegfried Arnheim gilt nicht umsonst als der geschickteste Ehestifter Berlins! — Der Geheimrat soll stark verschuldet sein.“ Lauernd beobachtete er den Baron

„Verschuldet? Das trifft sich gut! Ich bezahle seine Schulden! Alles bezahle ich und mehr noch dazu! Aber mein muß sie werden!“

„Vierzigtausend Mark würden fürs erste wohl genügen, dem Geheimrat zu Leibe zu gehen,“ meinte der schlaue Agent, obgleich er wußte, daß sich die Schulden des Herrn von Karch höchstens auf einige dreißigtausend Mark beliefen. „Wenn es gelänge, die Karchschen Wechsel alle in die Hand zu bekommen, so hätte man den Geheimrat im Sacke, und der Sieg wäre eine ausgemachte Sache.“

Der Freiherr war mit allem einverstanden. Er füllte einen Check mit der Summe von vierzigtausend Mark aus, übergab ihn dem Agenten und übertrug ihm Vollmacht, nach Gutdünken zu handeln. Nur vorsichtig solle er zu Werke gehen, da er zuerst den Versuch machen wollte, die schöne Paula durch seine eigenen Vorzüge zu erwerben, dann könne er dem Schwiegervater die angekauften Wechsel als erstes Präsent überreichen. Nur vorbereiten solle Arnheim

den Geheimrat auf des Barons Besuch und ihm den Zweck desselben andeuten. Das Übrige sei seine Sache. Daß jemand seinen Millionen ernstlichen Widerstand entgegensetzen könne, das schien ihm unglaublich.

Die Schuldscheine waren gar bald in den Händen des Agenten beisammen — die meisten waren ja schon vorher in seinem Besitze gewesen — und der arglose Geheimrat in seinem Netze gefangen. Dennoch kam der Baron seinem Ziele nicht um einen Schritt näher. Paula war und blieb kalt und abweisend gegen ihn, trotz seinen Millionen. Der Vater freilich war mehr als entgegenkommend und suchte den willkommenen Bewerber mit allen Mitteln festzuhalten. Dieser aber wurde des Wartens bald müde, seine glühende Begierde, das Mädchen zu besitzen, hatte sich zu wahnsinnigem Verlangen gesteigert. Er lechzte geradezu nach ihrer ersten Umarmung. Darum drängte es ihn vorwärts. Wozu hatte er denn die Schlinge künstlich gelegt, wenn nicht, um sie im geeigneten Augenblick zuzuziehen? Er wollte jetzt den entscheidenden Schritt thun, entweder es ging im Guten oder mit Gewalt, gehen aber mußte es.

So hatte er denn den Antrag um Paulas Hand gewagt und trat jetzt siegesgewiß beim Geheimrat von Karch ein, sich die Antwort auf seine schriftliche Anfrage zu holen. Daß dieselbe nur „ja" lauten könne, war dem eingebildeten Geldprotzen kaum zweifelhaft.

In sichtbarer Verlegenheit empfing der Geheimrat den Freiherrn, der, ein riesiges Bouquet in der Hand haltend, mit zuversichtlicher Miene eintrat. Dies ver-

mehrte nur noch das Peinliche seiner Lage. Mit übertriebener Herzlichkeit suchte er daher seine Verlegenheit zu bemänteln. Er habe mit großer Genugthuung und Freude das Schreiben des Herrn Baron empfangen. (Hierbei ein verlegenes Händereiben.) Er würde es sich zweifellos zur größten Ehre geschätzt haben, den Herrn Baron als Glied seiner Familie begrüßen zu können, aber leider habe seine Tochter ihre eigenen Ideen, sie sei sehr romantisch veranlagt und voller Vorurteile; sie träume von einer Liebe auf den ersten Blick — ohne Zweifel eine Folge der dummen Romanlektüre — sie könne sich noch nicht gleich entschließen, so schmeichelhaft ihr auch der Antrag sei, sie wolle ihr Herz erst noch genauer prüfen. Ob der Herr Baron ihr nicht noch einige Bedenkzeit gönnen wolle?

Breslauer war wie aus den Wolken gefallen. Zornig biß er sich in die wulstige Unterlippe, während seine Finger den stachligen Schnurrbart bearbeiteten. Bei der letzten Frage des Geheimrats sprang er auf und schleuderte den Strauß in eine Ecke des Zimmers.

Er bedaure, des Wartens sei er müde. (Der Zorn erstickte ihm fast die Stimme. Ihn, den Baron von Breslauer, den fünffachen Millionär abzuweisen!) Er habe sich leider durch das freundliche Entgegenkommen des Geheimrats täuschen lassen. Nun ziehe er sich natürlich zurück.

Erneutes, verstärktes Händereiben seiten des Ge-heimrats. O, seine Tochter werde gewiß noch andern Sinnes werden. An ihm solle es jedenfalls nicht fehlen, sie umzustimmen. Er hoffe doch, den Herrn Baron

nach wie vor als häufigen Gast in seinem Hause zu sehen.

Dieser aber antwortete gar nicht. Er empfahl sich vielmehr mit barschem, unhöflichen Gruße, ohne die ihm von seiten des Hausherrn dargereichte Hand zu beachten.

„Er soll es mir büßen, der kriechende Heuchler, er soll es mir büßen!“ So murmelte er zähneknirschend vor sich hin, als er schwerfällig die Treppen hinabstieg. „Genarrt hat er mich volle fünf Wochen hindurch und seine übertriebene Freundlichkeit war nur Lug und Trug. Ich will ihm aber die Kehle zuschnüren, daß er nur so quietschen soll! Winseln soll er um die Gnade, die ich ihm mit dieser Heirat erweisen wollte! — Ja, mein werter Herr Geheimrat, wir werden uns noch sprechen!“

Hiermit war er auf der Straße angelangt, und prustend warf er sich in die weichen Polster seines eleganten Viktoria. „Königsstraße 17b“ rief er dem Kutscher zu, und in sausender Geschwindigkeit flog er über den Asphalt dahin.

Gar bald war das angegebene Ziel erreicht. Keuchend kletterte David von Breslauer die zwei Stiegen zu seinem Geschäftsfreunde Arnheim hinauf. Dieser empfing ihn mit kriechender Unterwürfigkeit.

„Welche Ehre, der Herr Baron bemühen sich selbst zu mir! Bitte, womit kann ich dienen, Herr Baron? Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung.“

„Wir müssen andere Saiten aufziehen, Arnheim! Grobes Geschütz müssen wir auffahren, je gröber je

besser! — Der Fisch beißt nicht an! Wir müssen zu Zwangsmaßregeln greifen.“

„Aber ich bitte Sie, Herr Baron, man wird doch nicht gar —“

„Der Geheimrat ist ein alter Heuchler! Er hat nur mit mir gespielt, wie mir scheint. Denn das mit der Tochter ist nur faule Ausrede. Der Kerl muß klein gemacht werden, ganz klein, dann wird er schon andern Sinnes werden.“

Dröhnend ließ sich der Baron in den ihm unterthänig angebotenen Sessel fallen.

Arnheim spielte den Erstaunten.

„So hätte er den Herrn Baron wirklich abgewiesen?“

„Abgewiesen in aller Form! Das heißt, er suchte Ausflüchte, verschanzte sich hinter seiner Tochter. Sie kenne mich noch nicht genug, um mich zu lieben, sie brauche Bedenkzeit, und dergleichen Unsinn mehr. Als ob ich um ihre Liebe bettelte! Besitzen will ich sie, mit oder ohne Liebe, das gilt mir gleich, aber besitzen, und kostet es mein halbes Vermögen!“

So teuer werde es wohl nicht werden, scherzte der Agent. Was der Herr Baron nun zu thun gedächte? — Nichts anderes als dem Geheimrat die Wechsel zur sofortigen Bezahlung zu präsentieren. Die Daumschrauben wolle er ihm anlegen, bis er betteln werde um die Gnade, ihm durch die Heirat Rettung zu bringen.

Arnheim kratzte sich den Kopf. Diese Erledigungsart erschien ihm zu prompt. Wie sollte er denn da

seine Rechnung finden? Gerade diesen Fall wollte er zu einer lange melkenden Kuh machen. Die Vernarrtheit des Barons sollte ihm noch Tausende einbringen. — Nur durch seine Vermittlung sollte der Baron zum Ziele kommen. —

Das wäre ein zweischneidiges Schwert, so warnte er den Baron, damit würde er am Ende das romantische Köpfchen der schönen Paula noch widerspenstiger machen. Gewalt wirke leicht abschreckend. Lieber vorsichtig zu Werke gehen und dieses Zwangsmittel als allerletzten Trumpf aufsparen. Er wüßte wohl noch ein Mittel, das einen Versuch lohne. — Welches Mittel das wäre? — Es wäre freilich nicht ganz einfach, aber doch ausführbar. Man müsse nur den rechten Kerl dazu finden. Aber das wolle er schon besorgen. Wirklich ein sehr wirksames Mittel und ganz ungefährlich dazu. —

Der Freiherr wurde ungeduldig.

„Keine Umschweife, bitte!" schnauzte er ziemlich grob. „Welches Mittel?"

Arnheim begann, sein feistes Unterkinn in bekannter Weise zu bearbeiten. Das that er immer, wenn er jemand beobachtete, besonders wenn es galt, den Eindruck seiner Worte festzustellen.

„Man müßte das Püppchen verliebt zu machen suchen in irgend einen hübschen, flotten Kerl." Listig blinzten die kleinen Aeuglein nach dem Baron hinüber.

„Sie sind toll," platzte dieser halb ärgerlich, halb erstaunt heraus. „Damit ich außer ihrer Abneigung auch noch ihre Liebe zum Nebenbuhler gegen mich hätte?"

„Der Herzallerliebste müßte sie natürlich eines Tages in optima forma sitzen lassen."

„Und was wäre dann gewonnen?"

Arnheim lächelte überlegen.

„Ein in seiner Liebe sich betrogen sehendes Mädchenherz ist zu nichts leichter geneigt als zu einer Vernunftehe. Teils aus Verzweiflung, teils aus Trotz und Rachsucht."

„Das mag sein, ist mir aber zu unsicher und zu langweilig. Soll ich etwa abermals Monate lang in Hangen und Bangen verbringen wie ein verliebter Kadett? Unsinn! Des Wartens bin ich müde. Ich brenne darauf, dieses göttliche Mädchen an meine Brust zu drücken. Ich mag mich nicht selbst verzehren an der sinnlosen Glut, besitzen will ich, genießen! Mein muß sie sein in kürzester Frist, und wenn ich sie mit Gewalt entführen sollte."

Er fieberte ordentlich vor Begierde. Aus seinen Glotzaugen leuchtete eine unheimliche Glut und die Zunge leckte die brennenden Lippen.

„Eine Entführung, Herr Baron? So etwas ist heutzutage nur in Romanen möglich. Aber der Herr Baron müssen ja selbst am besten wissen, was Ihnen zu thun bleibt. Selbstverständlich. — Aber warnen möchte ich den Herrn Baron doch vor Gewaltmitteln, die könnten die Sachen vielleicht für immer verderben."

„Sie haben mir doch aber seiner Zeit selbst immer geraten, die Wechsel an mich zu bringen, um einen Druck auf den Geheimrat ausüben zu können."

„Gewiß, Herr Baron, versteht sich. Aber doch nur

für den Notfall, als allerletztes Mittel. Mein Plan ist wirklich besser, und Herr Baron sollten mich nur machen lassen. Uebereilen Sie wenigstens nichts, bitte, und überlegen Sie meinen Vorschlag. Ich sehe mich unterdessen nach einem Köder für die schöne Paula um, anbeißen muß sie!"

Der Baron erhob sich.

„Gut denn, so seien Sie thätig. Vier Wochen will ich mich gedulden. Wenn aber dann die Chancen nicht erheblich günstiger liegen, dann rücke ich mit den Wechselchen heraus."

„In vier Wochen ist viel zu machen. Bitte sich nur ganz auf mich zu verlassen Herr Baron, der Arnheim hat schon größere Schwierigkeiten überwunden."

Und unter fortgesetzten Dienern und Beteuern seiner Geschicklichkeit begleitete er seinen reichen Klienten bis zur Treppe. Schmunzelnd kehrte er dann in sein Bureau zurück und murmelte, vergnügt sich die Hände reibend:

„Am Gängelbande hätten wir ihn also glücklich! Die Sache soll mir noch ein hübsches Sümmchen einbringen." Und plötzlich nachdenklich werdend: „Nun gilt es aber zu handeln. Rasch und sicher muß ich zu Werke gehen, damit er mir nicht wieder abspringt! — Daß dieser verwünschte Junge neulich, dieser — na wie hieß er doch gleich — dieser — dieser —"

Er trat an sein Pult und begann in seinem Tagebuche zu blättern.

„Förster, richtig. Erich Förster, Mauerstraße 18, V." Das Bild des hübschen jungen Mannes mit

den guten Manieren schwebte ihm deutlich vor. Es war zu dumm! Gerade den hätte er hierzu verwenden können. Freilich würde er schon noch mürbe werden. Die Not, die unerbittliche Not hatte schon manchen bekehrt. Und der nagende Hunger erst! Wer widerstände dem? — Aber die Sache eilte, der alte Wollüstling war verdammt ungeduldig. Wo nun gleich den richtigen Kerl hernehmen?

Lange sann er nach. Dann erhob er sich lebhaft. Sein Entschluß war gefaßt. Zuerst wollte er noch einen Versuch bei Geheimrats machen, ob die Drohung mit den Wechseln die Tochter vielleicht gefügig machen werde. Denn daß das Scheitern der Sache nicht Schuld des Geheimrats war, das wußte er nur zu genau. Brannte Karch doch beinahe ebenso auf diese Heirat als der verliebte Freier selbst! Er, Arnheim, kannte ja doch die Verhältnisse. Ha, wenn es gelänge, wenn es gelänge! Dreitausend Mark könne der Schwiegervater des Millionärs schon blechen, zehntausend würde er dem glücklichen Bräutigam für sein erfolgreiches Eingreifen abnehmen. Dazu sein stattlicher Gewinn beim Ankauf der faulen Wechsel — mit einem Wort ein großartiges Geschäft.

Abermals rieb er sich vergnügt die Hände, dann setzte er sich wieder an sein Pult und begann zu schreiben.

V.

Erich Förster war seit jener abermaligen Enttäuschung, die er im Arnheimschen Komtor erlitten hatte, einer tiefen Niedergeschlagenheit verfallen. So eifrig er auch die Anzeigen der Tagesblätter studierte und jeder ausgeschriebenen Stelle nachging, wenn sie nur einigermaßen passend für ihn erschien, — auf Beschäftigung in seinem Fache bestand er schon lange nicht mehr — immer war und blieb das Ergebnis seiner Bemühungen ein negatives. Die Nachfrage war eben größer als das Angebot, und so war es nicht zu verwundern, daß die Ausschreiber der verschiedentlichen Stellungen solchen Bewerbern den Vorzug gaben, die schon ähnliche Posten bekleidet hatten. Dazu das Odium der erlittenen Gefängnisstrafe, das nicht von ihm weichen wollte.

Was sollte er nun eigentlich beginnen? Drei lange Wochen trieb er sich nun schon in der Hauptstadt herum und noch immer war es ihm nicht gelungen einen Broterwerb zu finden. Nichts hatte er schließlich unversucht gelassen und sich vor keiner Arbeit ge-

scheut — und dennoch! Seine geringen Mittel waren fast aufgezehrt, nur wenige Tage noch und er stand vor dem nackten Nichts. Dennoch bereute er es keinen Augenblick, daß er damals, ehe er ins Gefängnis wanderte, den Rest seines kleinen Kapitals jenem Mägdlein, das er zur Waise gemacht, übertragen hatte. Im Gegenteil, das Gefühl, damit doch wenigstens etwas Gutes im Leben gethan zu haben, gewährte ihm einigen Trost in seiner erbärmlichen Lage. —

Nun war er entschlossen selbst zur niedrigsten Arbeit zu greifen. Die gröbste Handarbeit sollte ihm nicht zu beschwerlich fallen.

Eines Tages, als er Arbeit suchend von Bauplatz zu Bauplatz wanderte, führte ihn sein Weg an einem Neubau vorbei, an welchem ein Plakat mit großen Lettern den Bedarf an Maurern und Handlangern verkündete. Schnell entschlossen betrat er den Bauplatz, um sich als Maurer zu verdingen. Hatte er doch als junger Student auf Anraten seines Oheims einen Sommer hindurch auf einem Bau das Maurerhandwerk praktisch kennen gelernt. Da der Bedarf an Maurern nun auf diesem Bau dringend war, so wurde er vom Bauführer ohne langes Besinnen gegen einen Tagelohn von 3,50 Mark angenommen.

Mit Hingabe und Fleiß unterzog er sich der ungewohnten schweren Arbeit. Todmüde erreichte er am Abend seine dürftige Behausung. Aber er war nicht unzufrieden. Er hatte ja Arbeit! Des erfolglosen Umherirrens war er endlich überhoben! Es war doch ein Schritt vorwärts. Freilich nur ein kleiner, wenn er

an seine hochfliegenden Pläne dachte, mit denen er das Gefängnis verlassen hatte, aber doch immerhin ein Schritt. Das drohende Gespenst des Hungers war doch zum wenigsten gebannt.

So arbeitete er von morgens früh bis abends spät, und er würde von seiner bescheidenen Stellung leidlich befriedigt gewesen sein, wenn seine Kameraden ihm das Dasein nicht so verbittert hätten. Welche cynische Roheit herrschte unter ihnen! Nichts war den Leuten heilig. Gott und Religion, König und Vaterland, Familie, Moral, Herkommen, alles wurde verlästert und in den Kot gezogen. Obgleich er nicht den geringsten Dünkel zur Schau trug und keinem etwas zuleide that, so wurde er doch alsbald die Zielscheibe des allgemeinen Spottes. Denn daß er nicht ihresgleichen war, das fühlten die Leute sofort heraus. „Unser Jraf“ wurde er allgemein genannt. Daß er feinere Hände hatte als sie und eine reiche Bildung sein Eigen nannte, das hätte man ihm wohl allenfalls nachgesehen, aber daß er hartnäckig die dargereichte Schnapsflasche verweigerte, das war schon anstößiger.

„Nu nu, dat wird so 'n Jrafen ooch nischt verschlagen, wenn er mit 'n ehrlichen Arbeeter mal aus eener Pulle trinkt“ oder „Wer unter de Wölfe jeht, der muß man ooch mit ihnen heulen duhn“, so hieß es.

Was aber Erich die größte Anfeindung eintrug, das war seine Abneigung gegen die sozialdemokratischen Lehren, aus der er gar kein Hehl machte. So oft er auch aufgefordert wurde, ihre Versammlungen zu besuchen, so hartnäckig lehnte er es ab. Dies trug ihm

nicht nur Spott, sondern mehr noch Schelte und Schimpfworte ein. Allmählich kehrte man sich ganz von ihm ab. Man mied ihn wie einen Aussätzigen, denn man hielt ihn für einen Polizeispitzel. Direkt sprach keiner mehr mit ihm, um so giftiger aber fielen die Anspielungen aus, die vor seinen Ohren über ihn gemacht wurden. Gemeinheiten, die jeden andern in die höchste Wut versetzt haben würden, Erich, der hitzköpfige Erich, ertrug sie ohne auch nur mit der Wimper zu zucken. Er klammerte sich eben förmlich an seine doch wahrlich nicht glänzende Stellung, denn es graute ihm über die Maßen vor erneuter Arbeitslosigkeit.

Nur einer der Kollegen, Priemke mit Namen, der unter seinen Genossen sonst eine tonangebende Stellung einnahm, verschonte Erich mit Sticheleien und Gehässigkeiten. Nach Feierabend nahm er ihn eines Tages bei Seite und redete ihm folgendermaßen ins Gewissen:

„Daß De en Spitzel bist, det jlobe ick niche, aber en dummer Kerl bist De, dat is man janz klar. Du mit Deine Bildung un Jescheitheit könntest wat janz anners vorstellen. Wenn De man bloß Vernunft annehmen wolltest! In der Redaktion vom ‚Vorwärts‘ können se solche Kerls wie Dich jerade jebrauchen. En eenziges Wörtchen von mir un De bist Redaktöhr.“

Erich wehrte entrüstet diese Zumutung ab.

„So 'ne alberne Ziererei“, fuhr Priemke fort, „denn weiter is et doch nischt. Komm man heute mit in de Versammlung un beguck Dir mal den Zauber.“

Abermalige Ablehnung von seiten Erichs.

„Na ansehn kost doch nischt! Mach man keene langen Physematenzen nich. Oder hast De etwa Bange? Iraulst De Dir, oller Junge, wat? 'S wird Dich woll keener beißen."

Und fast gewaltsam schleppte er seinen Schützling mit in eine sozialdemokratische Parteiversammlung, die gerade an diesem Abend abgehalten wurde.

Ein bekannter „Genosse" hielt einen schier endlosen Vortrag über „das Recht auf Arbeit". Eine lange Kette tönender Phrasen, oft gehörte Schlagworte, ohne inneren Zusammenhang aneinandergereiht, mit dröhnendem Pathos vorgetragen. Lärmender Beifall unterbrach den Redner wiederholt im Laufe seines Vortrages. Rauschender Jubel belohnte ihn am Schlusse.

„Hoch die internationale Sozialdemokratie!" so brüllte es aus tausend Kehlen.

Priemke zupfte seinen Nachbar am Rockärmel.

„Na wat sagst De nu, oller Junge? Hat er nich recht von Anfang bis zu Ende?" Der Triumph des Siegers war auf seinen offenen Zügen zu lesen. „Das Recht auf Arbeit," so hatte er gemeint, müsse wohl das geeignetste Thema sein, mit dem man den jungen durch Arbeitslosigkeit so tief ins Unglück geratenen Kameraden für die sozialdemokratische Sache gewinnen könne und deshalb hatte er ihn gerade heute zum Mitgehen überredet.

Hätte der Vortragende es verstanden, sein Thema in vorurteilsfreier Würdigung der bestehenden Verhältnisse und in leidenschaftsloser Weise logisch und klar zu behandeln, wer weiß, ob er nicht den vom Schicksal

so schwer geprüften Erich auf seine Seite gezogen hätte. Aber dieses öde Phrasengeklingel, diese fortgesetzten bissigen Ausfälle gegen alles Bestehende, gegen die ganze bürgerliche Gesellschaft, wie gegen Staat, Kirche und Regierung, das verletzte Erich in seinem Innersten und erfüllte ihn erneut mit Abscheu vor dem ganzen wüsten Treiben dieser „Genossen“. Er zog es vor, statt aller Antwort, sich in Schweigen zu hüllen. Dies faßte Priemke aber als verschämtes Zugeständnis auf. Es erschien ihm, dem mit Leib und Seele in seine sozialistischen Ideen verrannten Agitator, ja ganz undenkbar, daß ein junger Arbeiter von Erich Försters Erfahrungen nicht von der Wahrheit seiner Lehren durch einen solchen Vortrag überzeugt worden sein solle. Er war entschlossen, seinen vermeintlichen Sieg sofort auszubeuten.

Es waren verschiedene Häupter der Partei anwesend, unter anderen der allmächtige Singer. Diesem stellte Priemke seinen jungen Kollegen als neuen Parteigenossen und künftigen Mitarbeiter mit der Feder vor. Der Parteikönig strich seinen stachligen Schnurrbart und musterte scharf den angeblichen Genossen. Doch ehe er ihn noch dem beabsichtigten Examen unterziehen konnte, platzte Erich in halber Entrüstung über seines Kameraden Unverschämtheit mit den unbedachten Worten heraus:

„Eher betteln gehen, als auch nur einen Finger für Eure verwerfliche Sache rühren!“

„Na nu?“ — „Hört Ihr woll?“ — „Haut ihm!“ — „Raus!“ — „Polizeispitzel!“ — „Verfluchter

Burschoa!" so schrie es durcheinander, und Fäuste und Bierseidel hagelten auf Kopf, Brust und Rücken des Bedauernswerten herab. Ehe er noch recht wußte wie ihm geschah, befand er sich auch schon mit blutender Nase und dröhnendem Kopfe auf dem Pflaster der Straße. —

Am nächsten Morgen erschien er trotz schmerzenden Gliedern und geschwollenem Gesicht wie gewöhnlich auf dem Bau. Mit furchtbarem Gejohle wurde er empfangen, Dutzende von Fäusten streckten sich ihm entgegen.

„Wat, der infamigte Spitzel wagt es noch uns vor de Oogen zu kommen? Schmeißt 'n von's Jerüste runner, den miserabeln Lump! Haut 'n tot!"

Der Polier wollte sich ins Mittel legen. Aber die erbosten Genossen erklärten sämtlich, die Arbeit niederlegen zu wollen, wenn der „Spitzel" nicht sofort den Bau verließe. Der Polier zuckte die Achseln, zahlte Erich seinen Lohn aus und ersuchte ihn, der Gewalt zu weichen.

Nun stand er wieder auf dem alten Flecke, ein Brot- und Arbeitsloser! Was sollte nun aus ihm werden?

Tiefste Mutlosigkeit bemächtigte sich seiner von neuem. Die Zukunft erschien ihm trostloser als je zuvor. Es gab keinen Ausweg aus seinem Elend. Keinen! — Und dennoch hatte ihm Priemke erst gestern einen solchen gezeigt. Konnte er den nicht noch betreten? Nein, nein! Er verehrte seinen Kaiser und König, er liebte sein Vaterland, er glaubte an die Wahrheit der kirchlichen Lehren — es war unmöglich!

Es war ja auch zu spät! Nach seinem gestrigen Auftreten würde man ihm sicherlich in der Redaktionsstube des „Vorwärts" die Thür weisen. Was also nun?

Blitzartig schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf. Wenn er den Heiratsvermittler in der Königstraße wieder aufsuchte? Der würde ihn gewiß mit offenen Armen aufnehmen. — Aber ehrlos sein Brot verdienen, als erbärmlicher Betrüger und Kuppler, niemals! Lieber hungern!

Er zählte seine Barschaft. Sieben Mark und fünfzig Pfennige. Wenn er die Miete für die laufende Woche bezahlte, so verblieben ihm noch anderthalbe Mark. Das reichte gerade für Mittagbrot und Abendmahlzeit. Was dann? Das Nichts! Ja, das Nichts, das war sein Ausweg! Seine einzige Rettung war das Ende.

Das Ende! Er mußte es herbeiführen! Es blieb ihm ja nichts anderes. Heute Nacht, wenn die Weltstadt schliefe, dann —

War es aber nicht feige, die Flucht zu ergreifen? Und gottlos dazu? — Aber was blieb ihm denn anderes? Er hatte gekämpft und gerungen, sich erniedrigt und alle Ansprüche, die er nach Herkunft und Erziehung zu stellen berechtigt war, aufgegeben, und dennoch diese Not! Das Geschick selbst jagte ihn in den Tod! Sollte er verhungern? Das war ja auch der Tod, nur qualvoll, trostlos, entsetzlich! Nein, wenn schon einmal geendet sein mußte, dann schnell, heute noch! Das Ende, nur das Ende!

Es schlug zwölf Uhr, als Erich die elende Spelunke in der Wasserthorstraße, in der er seinen ermatteten Körper nach stundenlangem planlosen Umherirren noch einmal ein wenig gestärkt hatte, verließ. Langsamen Schrittes, das Haupt gesenkt, schritt er die verödete Straße in der Richtung des Kanals dahin.

Auf der Kottbuser Brücke machte er unschlüssig einen Augenblick Halt. Dann überschritt er die Brücke vollends und bog links in das Wiesenufer ein. Etwa tausend Schritte ging er den Kanal entlang, dann blieb er stehen. Die wenigen Laternen dieser einsamen Uferstraße vermochten die Dichtigkeit des strömenden Regens kaum zu durchdringen und warfen nur spärliche Lichtstreifen auf das triefende Pflaster. Eine einsame Gestalt huschte, fest in den langen Mantel gehüllt, an ihm vorüber, dann war alles still. Erich sah sich scharf nach beiden Seiten um: nichts Lebendes soweit das Auge die herrschende Dunkelheit durchdringen konnte. Er horchte: lautlose Stille ringsum, nur das gleichmäßige Plätschern des Regens war vernehmbar. Dazwischen ein gellender Pfiff der nahen Eisenbahn, oder das dumpfe Gepolter eines fernen Zuges. Wie erstarrt blickte er unverwandt in die trübe, langsam dahinschleichende Flut. Die sollte ihm die ersehnte Rettung bringen? War sie barmherziger als die Menschen?

Ein Schauer durchrieselte ihn. Unwillkürlich zog er den dünnen Rock fester um Brust und Schultern. Es war auch ein gar zu unfreundliches Wetter! Jene feuchte Kälte, die bis auf die Knochen dringt. „Zum Abschiednehmen just das rechte Wetter!“

Noch einmal ließ er seine Gedanken rückwärts schweifen. Wo waren all die hochfliegenden Pläne geblieben, mit denen er das dumpfe Gefängnis vor nunmehr vier Wochen verlassen hatte? Das Gefängnis, das ihm damals so furchtbar erschienen, es hatte sich ihm freundlicher gezeigt, als die so lang ersehnte, die so jubelnd begrüßte Freiheit! Was hatte diese ihm gebracht? Enttäuschung über Enttäuschung, Schmach und Erniedrigung, Not und Verzweiflung! Und nun den Tod in diesem trüben, unheimlichen Wasser! Das war schließlich der einzige Vorzug der Freiheit dem Gefängnisse gegenüber: Die Möglichkeit, seinen Leiden ein Ziel zu setzen! Also hinweg mit allem Zaudern, hinein in das nasse Grab!

Eine ruhige Festigkeit kam plötzlich über ihn, und ohne ferneres Zögern schwang er sich über das niedrige Geländer. Ein klatschender Fall, ein leises Plätschern — das ersehnte Ende war da! —

Ein patrouillierender Schutzmann hatte das Aufklatschen des Körpers vernommen. Er kennt dies Geräusch. Es ist gar nichts so Seltenes in dieser Gegend. Eilenden Schrittes hat er das Ufer erreicht, er sieht nichts als die trübe, unter den Regentropfen leise erzitternde Flut. Da, im flackernden Scheine der nächsten Laterne, regt es sich da nicht? Zwei Arme ringen mit dem nassen Elemente — jetzt verschwinden sie — da taucht der Kopf wieder empor — schnell, ehe es zu spät!

Mit wenigen Sätzen hat der Mann des Gesetzes die nächste Treppe erreicht. Ein Kahn liegt dort ange-

bunden. In einiger Entfernung hört er menschliche Schritte. „Zu Hilfe!“ ruft er, „hierher, zu Hilfe!“ Und noch ehe der Kahn abgestoßen, springt ein Mann hinein, der das Ruder mit kräftiger Hand ergreift. „Wo?“ fragt er einfach. — „Dort, etwa zwanzig Schritt abwärts! Noch eben war der Kopf sichtbar. Vorwärts!“

Plätschernd schlagen die Ruder das schmutzige Wasser und leicht gleitet der Kahn dahin.

„Sehen Sie noch nichts?“ fragt der Rudernde.

„Nichts.“

Und weiter gleitet der Kahn.

„Da, ganz dicht vor uns, etwas links! — Angepackt! — Fest — so, nur herein mit ihm! — So!“

„Ein junger, hübscher Bursche. Armer Kerl!“

„Liebeskummer vermutlich! Es ist immer dasselbe Lied.“

Nun schnell Hand angelegt und heraus mit dem Körper aus dem schwankenden Kahne. Auf dem Fußsteig wird er lang ausgestreckt. Die Brust etwas erhöht — der ausgezogene Rock dient als Unterlage — und die Wiederbelebungsversuche beginnen. Langsam werden die Arme gekreuzt, darauf der Körper frottiert. Dann wieder die Arme in Bewegung. Wasser entströmt dem Munde des Leblosen.

Drei, vier Menschen sind allmählich hinzugekommen, die von der Brücke aus die Hilferufe des Schutzmannes vernommen hatten. Neugierig umstehen sie den scheinbar Toten, ihre Vermutungen über seine Lebenstragödie austauschend. Der eine zieht eine Schnapsflasche hervor

und reicht sie dem Schutzmanne. „En kräftiger Schluck is man besser als die janze langweilige Prozedur.“

Der Schnaps verfehlt seine Wirkung nicht: Der Leblose schlägt für eine Sekunde die Augen auf. Die Brust bewegt sich, ganz leise, allmählich stärker. Er ist gerettet.

VI.

Als Erich wieder zu vollem Bewußtsein kam, fiel sein erster Blick auf das feiste Antlitz Siegfried Arnheims, der nicht weit von seinem Lager entfernt saß und in einer Zeitung blätterte. Verwundert blickte der zu neuem Leben Erwachte um sich. Ein mäßig geräumiges, kahles Zimmer, an der ihm gegenüber befindlichen Wand ein schmales Feldbett, gleich demjenigen, in dem er selbst lag, in der Mitte ein ungestrichener Tisch mit einigen hölzernen Stühlen davor. Eine einzige Gasflamme verbreitete ein zweifelhaftes Licht. Der Kachelofen am Fußende seiner Lagerstätte war trotz der vorgerückten Jahreszeit geheizt und verbreitete eine behagliche Wärme. Auf einer Leine vor dem Ofen hingen seine Kleider zum Trocknen. Diese Entdeckung erst brachte volles Licht in seine verworrenen Sinne, und die Erinnerung an seine letzten Erlebnisse wurde plötzlich wach. Ein kalter Schauer überlief seinen Körper, als er des kalten Bades gedachte, und fröstelnd hüllte er sich fester in seine wollenen Decken.

Das dadurch verursachte Geräusch machte Arnheim

aufmerksam, daß der Patient erwacht sein müsse. Hastig drehte er sich nach ihm um und betrachtete ihn mit neugierigen Blicken.

„Wo bin ich?“ tönte es ihm matt von dem Bett her entgegen.

„Pst“ machte er, den Finger auf den Mund legend, „hübsch ruhig halten! Sie sind gut aufgehoben, wie Sie sehen.“

Damit erhob er sich, zupfte Erichs Decke zurecht und verließ das Zimmer. Gleich darauf kehrte er mit einem noch jungen Manne, dem Arzte, wie Erich sich sogleich sagte, zurück. Dieser befühlte Erichs Puls, richtete einige Fragen an ihn und verordnete eine Tasse Thee. Dann zog er sich zurück, Arnheim mit halblauter Stimme eine kurze Weisung erteilend.

Mit Behagen schlürfte Erich das heiße Getränk, das ihm alsbald gereicht wurde.

„Wie das wohl thut,“ flüsterte er. „Aber wo bin ich nur eigentlich?“ fügte er etwas ungeduldig hinzu.

„In einer Hilfsstation, mein Lieber. Wenn Sie sich wieder ganz wohl fühlen, so können wir aufbrechen, Ihre Kleider sind trocken.“

„Aufbrechen? Wohin?“ Mit Grausen gedachte der Ärmste seiner gänzlichen Mittellosigkeit.

„Nach meiner Wohnung natürlich! Ich nehme Sie mit zu mir.“

„Wie, Sie wollten —?“

„Nu versteht sich! Man kann Sie doch nicht auf das Pflaster legen.“

Erich war in einem Zustande gänzlicher Apathie.

Die furchtbaren seelischen Aufregungen des vergangenen Tages, dann das Ringen mit dem Tode und die darauf folgende körperliche Schwächung hatten ihn jeder Willenskraft beraubt. Wenn man ihm jetzt die Redaktionsstube des „Vorwärts" als Asyl angeboten hätte, so würde er wohl ebenso willenlos angenommen haben, wie er das ihm von Arnheim jetzt gebotene annahm. Ein warmes Lager und Ruhe, Ruhe und nochmals Ruhe, weiter verlangte er nichts. Die Bettwärme that ihm so gut! Er hätte ewig hier liegen mögen.

„Stehen Sie auf, junger Mann! Schnell angekleidet und dann nach Hause!"

„Muß es sein?" Er wäre doch gar zu gern liegen geblieben.

„Hier können Sie doch nicht ewig bleiben! Wir sind ja in keinem Krankenhause. Hier wird nur die erste Hülfe bei Unglücksfällen geleistet. Wer weiß, ob Ihr Lager in der nächsten Stunde nicht schon wieder neu besetzt wird. Also vorwärts!"

Halb widerstrebend erhob sich Erich endlich und willenlos ließ er sich Arnheims Hülfeleistung beim Ankleiden gefallen. Zum Schluß zog ihm dieser seinen eigenen Überzieher an, schob ihn zur Thür hinaus und hinein in die bereitstehende Droschke. Eine Pferdedecke fest um ihn geschlungen und fort ging es.

Schweigend lehnte Erich in seiner Ecke. Noch immer vermeinte er das unheimliche Rauschen des Wassers zu vernehmen, er fühlte die Nässe seine Kleider durchdringen — und fester wickelte er sich in seine Decke. Doch die Fahrt war bald beendet, und ehe er

es sich versah, befand er sich in dem ihm von früher her bekannten Komtor des Heiratsvermittlers. Dieser drückte seinen Gast in einen Lehnstuhl und beeilte sich eine Flasche und zwei Gläser herbeizuholen.

„Vor allen Dingen ein Schlückchen zur Stärkung, junger Freund. Wir müssen die Lebensgeister wieder wach rufen. Prosit, Freundchen, prost!"

Mechanisch ergriff Erich das dargebotene Glas und leerte es auf einen Zug. Sofort wurde es von Arnheim wieder gefüllt, um ebenso schnell wieder von Erich geleert zu werden.

Ah, wie das wohl that! Wie Feuer rieselte der südländische Wein durch die ermatteten Glieder, und das Gefühl gänzlicher Abspannung wich einem wohligen Behagen.

Arnheim beobachtete mit sichtbarer Genugthuung die Wirkung seines vortrefflichen Madeira.

„Das schmeckt besser als Spreewasser, he? Schnell noch ein Gläschen, dann erzählen Sie mir, wie Sie eigentlich so weit gekommen!"

Und abermals leerte Erich das frischgefüllte Glas. Wie das den entschwundenen Lebensmut plötzlich wieder entfachte! Hatte er denn wirklich vor wenigen Stunden diesem Leben selbst ein Ende machen wollen? — Das lag jetzt weit hinter ihm und erschien ihm fast wie ein ferner Traum. Die Stimme seines geschwätzigen Wirts erweckte ihn aus seinem Grübeln.

„Es war wirklich ein merkwürdiger Zufall, daß ich gerade den Oranienplatz passieren mußte, als man Sie leblos und triefend vor Nässe geschleppt brachte.

Die Neugier hieß mich stehen bleiben, aber ein einziger Blick auf Ihr grünlich blasses Gesicht genügte, um Sie zu erkennen. Das Mitleid erfaßte mich. ‚Der arme Kerl‘, dachte ich, ‚ist er schon so weit?!‘ Und ohne Zögern reklamierte ich Sie bei dem Schutzmann als meinen Freund, und versprach für Sie zu sorgen. Der überließ Sie denn auch gar willig meiner Fürsorge, nachdem er sich schnell die nötigen Personalnotizen hatte geben lassen. — Aber nun schießen Sie doch endlich einmal los und beichten Sie, wie Sie so auf den Hund kommen konnten!“

Der Wein hatte Erich die Zunge gelöst und ausführlich erzählte er seinem Gastgeber die Erlebnisse der letzten Wochen.

Arnheim streichelte, seiner Gewohnheit gemäß, das feiste Unterkinn, während er mit schadenfrohem Grinsen der Erzählung seines Gastes lauschte. Sobald dieser geendet, öffneten sich auch schon wieder die Schleußen seiner Beredsamkeit:

„Ei, warum in aller Welt erinnert man sich denn nicht rechtzeitig seiner Freunde und sucht Hülfe da, wo sie zu finden ist? Wie kann man sich nur ersäufen wollen, pfui Teufel, ersäufen, wie einen räudigen Hund! Ins Wasser gehen, wo einem das Leben lacht! Unsinn! Und das alles nur kindischer Vorurteile wegen! Wie konnten Sie auch die Ihnen vom Glück selbst gebotene Hand zurückweisen! Wer heutzutage leben will, muß sich vor allen Dingen von Vorurteilen frei machen. Mit kleinlichen Skrupeln kommt man nicht weit in der Welt. Wie sagt doch Nietzsche? — Sie kennen doch

Nietzsche, den großen modernen Philosophen? Nein? Sollen ihn kennen lernen! Ich habe seine Werke alle. Er ist mein Leibphilosoph. Seine Werke sind meine Bibel. Seine ‚Morgenröte' müssen Sie lesen, und seine ‚Genealogie', das sind Bücher! Da steckt doch Lebensweisheit drinn. Und dann der ‚Zarathustra'! Meine Bibel, sage ich Ihnen. — Also wie sagt Nietzsche? ‚Nichts ist wahr und alles ist erlaubt.' Ich bitte Sie, wenn das ein Mann wie Nietzsche sagt! Seine Erklärungen von gut und böse müßten Sie kennen, da würde es Ihnen erst klar werden, daß all der moralische Firlefanz ein veralteter Zopf ist, der ganz und gar nicht mehr in den Rahmen unserer Zeit paßt. Der Übermensch schreibt der Welt ihre Gesetze vor, niemand anderes. Darum müssen wir auf den Übermenschen losstreben, rücksichtslos und unbekümmert um andere, immer aufs Ziel los. Sehen Sie, Napoleon, das war so ein Übermensch. Über tausende von Leichen ging sein Weg, aber er führte zum Ziele. Nur keine kleinlichen Nebenrücksichten, die führen zu nichts! Gehen Sie mir bloß mit Ihrer sogenannten Moral! Jeder Sklave empört sich, wenn ihm das Joch zu drückend wird, warum nicht der Sklave der Moral, wenn sie ihm lästig wird? Mit Recht empört er sich, mit vollem Recht! — Wie weit sind Sie denn mit Ihrer kindlichen Moralität gekommen, Sie eingefleischter Moralsklave, Sie? Bis zum Selbstmord! Wo blieb denn da mit einem Male Ihre Moral, heh? Sehen Sie, das war der Sklavenaufstand in der Moral, von der Nietzsche so schön spricht. Sie haben sich eben endlich auch

empört. Denken Sie doch nur, ein Selbstmord, die verwerflichste aller Sünden! Damit haben Sie die alte Welt der Vorurteile und des Moralsklaventums abgeschüttelt für immer, jetzt sind Sie ein moderner Mensch!

„Denken Sie bloß, mit welchem Abscheu sich die armen Moralsklaven jetzt von Ihnen abwenden müssen! Ein Selbstmörder, wie entsetzlich! Mit frommem Augenverdrehen werden sie es ausrufen, jammernd über den Verworfenen. Wir aber, wir Aufgeklärten, wir Modernen, wir lachen Sie einfach aus. Selbstmord, unsinnige Idee! Als wenn es nicht für jeden genug zu leben gäbe, der nur leben will! Das Glück lacht jedem, man muß es nur beim Schopfe fassen. — Sie mit Ihren Kenntnissen und Fähigkeiten und mit dem Äußern, Sie ein Selbstmörder, lächerlich! — Aber das ist nun ein überwundener Standpunkt, nicht wahr? Jetzt beginnt ein neues, ein modernes Leben! Darauf wollen wir anstoßen. Auf die Zukunft, Försterchen, auf eine frohe Zukunft!“

Wieder erhob Erich stumm sein Glas, stieß an und leerte es bis auf den Grund.

„Und nun, junger Freund, wollen wir zu Bette gehen, es ist die höchste Zeit. Ruhe thut Ihnen wahrhaftig not und der Morgen beginnt schon zu grauen. Verschlafen Sie alle die dummen Grillen von ehedem, vergessen Sie die Ammenmärchen Ihrer Kindheit, und stehen Sie als ein moderner Mensch wieder auf. — Hier ist Ihr Lager“ — er deutete auf das große Ledersofa an der Wand — „für Kissen und Decken werde ich gleich sorgen.“

Damit verschwand er im Nebenzimmer, um gleich darauf mit den verheißenen Gegenständen in reichlicher Menge zurückzukehren.

„Gute Nacht,“ sagte er, „morgen reden wir über Ihre Zukunft. Aber ohne Schrullen und Vorurteile, die sind ein für allemal abgethan. Wir bleiben beisammen, das versteht sich. Sie sind gut aufgehoben bei mir und nichts Unrechtes soll Ihnen zugemutet werden. Also schlagen Sie ein“ (mechanisch ergriff Erich ohne Zaudern die dargebotene Rechte) „und vergessen Sie nicht, was der große Nietzsche sagt: ‚Nichts ist wahr und alles ist erlaubt‘! — Na gute Nacht also, schlafen Sie sich tüchtig aus. Auf morgen früh!“

Damit entfernte sich der redselige Agent.

Erich aber blieb unbeweglich in seinem Lehnstuhle sitzen. In seinem Kopfe schwirrten die durcheinandergeworfenen Schlagworte des begeisterten Nietzscheaners mit seinen eigenen Gedanken durcheinander. Er befand sich in einer unkontrolierbaren Geistesverfassung. Die furchtbaren Aufregungen der letzten vierundzwanzig Stunden hatten seine Nerven zerrüttet und seine geistige Klarheit getrübt. Dazu der ungewohnte Genuß des schweren spanischen Weines und all die neuen Eindrücke und Ideen. „Nichts ist wahr und alles ist erlaubt.“ Noch immer glaubte er diese Worte zu hören. Es war gewiß ein abscheulicher Spruch, doch wenn er von einem so bedeutenden Manne stammte? Was war denn eigentlich wahr in der Welt? Konnte ihm jemand auch nur die geringste Garantie bieten, daß die Anschauungen, in denen er erzogen worden, die richtigen waren? Daß

die Lehren der Kirche insbesondere auf der festen Basis einer unumstößlichen Wahrheit beruhten? Menschliche Satzungen, auf menschlichen Überlieferungen beruhend! Was war denn wahr? Konnte das überhaupt jemand sagen? „Nichts ist wahr und alles ist erlaubt!" — Wenn aber alles erlaubt war, dann gab es ja kein Unrecht, keine Sünde mehr in der Welt! Denn wenn nichts wahr war, so konnte vernunftgemäß auch nichts verboten sein!

Er rieb sich die Stirn, als könne er sich dadurch seine Geistesklarheit wieder herbeirufen. Er mußte doch von diesem Nietzsche schon gehört haben! Gewiß, in den Zeitungen wurde ja oft genug der Verderblichkeit seiner Lehren Erwähnung gethan. Ganz kürzlich erst war er in einem Blatte als Antichrist und Immoralist, als Atheist und Vater des zügellosesten Materialismus gebrandmarkt worden. Aber auf dergleichen durfte man nicht zu viel geben, waren doch alle großen Geister, die bahnbrechend ihrer Zeit vorausgeeilt waren, gelästert und begeifert worden. Und von Blättern anderer Richtung konnte derselbe Nietzsche wieder nicht genug verherrlicht werden. Wo lag die Wahrheit? — Jedenfalls lohnte es sich, die Schriften dieses Geisteshelden gründlicher kennen zu lernen.

Augenscheinlich hatte dieser Arnheim nicht ganz unrecht, wenn er das Leben von der leichten Seite nahm und soviel als möglich für sich selbst herauszuschlagen suchte. Der Erfolg gab ihm jedenfalls recht. — Und er dagegen? Was hatte er mit seinen Skrupeln und moralischen Bedenken erreicht? Nichts, weniger als nichts. — Jeder war sich doch am Ende selbst der

nächste! Die rücksichtslosen Egoisten, die kamen vorwärts, Reichtum, Macht und Ansehn war ihr Lohn.

Allmählich verschwammen seine Gedanken in einander, seine Sinne umnebelten sich, die Augen fielen ihm zu. Aber dieser Spruch wollte nicht aus seinem Gehirn weichen, selbst im Schlafe umschwebte er seine Sinne, verworren, zusammenhangslos, unverständlich.

„Nichts ist wahr und alles ist erlaubt.“

VII.

Erst spät am Tage erwachte Erich aus tiefem Schlafe. Verdutzt rieb er sich die Augen: wo war er denn eigentlich? Es bedurfte einiger Minuten, bis daß volle Klarheit in seine Sinne kam, und er die Wirklichkeit von der wirren Menge seiner Träume zu scheiden vermochte. Also er war wirklich als Arnheims Gast in dessen Hause, und die seltsamen Gespräche, die philosophischen Tiraden seines Gastgebers in der verflossenen Nacht hatten wirklich stattgefunden? Wie hatte doch die Grundthese des modernen Philosophen gelautet? — „Nichts ist wahr, und alles ist erlaubt.“ Eigentlich ein abscheulicher Spruch, so recht für den Heiratsvermittler passend. —

Ob er wohl recht gethan hatte, diesem Menschen zu folgen? Der Mann war ihm doch damals, als er der Annonce nachging, gar zu abstoßend erschienen. Und seine Geschäftsprinzipien! Mit welchem Abscheu hatte er sich damals von ihm gewandt! Und nun befand er sich in des Verachteten Hause, im Begriffe sein Brot zu essen! Er hätte ihm doch nicht folgen

sollen! — Aber hatte er denn die Wahl gehabt? Allerdings: zwischen Leben und Verhungern! Konnte da die Wahl zweifelhaft sein? Greift doch ein Ertrinkender selbst nach einem Strohhalme, und er hätte die hilfreich sich ihm bietende Hand des Retters von sich weisen sollen?! Unsinn! Erschien es doch wie eine Fügung des Himmels, daß gerade Arnheim, der einzige Mensch in ganz Berlin, der vielleicht ein geringes Interesse an ihm nahm, daß gerade dieser Zeuge seiner Rettung werden mußte. Übrigens hatte er sich ja noch zu gar nichts verpflichtet, und er wollte schon auf seiner Hut sein. Zu Ehrlosigkeiten sollte ihn jener nicht verführen. Er würde sich klar mit ihm auseinandersetzen und jeden Zweifel über seine Stellung beseitigen. Er wollte genau wissen, was man von ihm verlange. Gleich jetzt wollte er mit Arnheim reden.

Da trat dieser auch schon ein. Mit dem wohlwollendsten Lächeln, das ihm zu Gebote stand, begrüßte er seinen Schützling.

„'n Morgen, junger Freund. Ausgeschlafen? Sie scheinen ja ganz prächtig auf der alten Pritsche geruht zu haben. Das sagt mir die vorgerückte Stunde. $^1/_2$ 10 Uhr schon durch, höchste Zeit dem Magen etwas anzubieten."

Erich versicherte, famos geschlafen zu haben.

„Freut mich, freut mich! Schlaf ist das Wichtigste in Ihrem Alter. Schlaf verscheucht die Grillen, stärkt den Lebensmut. Können's gebrauchen, was? Nur den Kopf hübsch oben behalten! Wird ja alles noch gut werden. Ich habe mich schon fleißig mit Ihrer

Zukunft beschäftigt heute Morgen, hoffe Ihnen dauernd aus der Patsche helfen zu können."

Erichs Mißtrauen gegen die Person seines Retters schwand mit jedem der in biedermännischer Herzlichkeit gesprochenen Worte mehr und mehr dahin. Er hatte dem Manne doch am Ende Unrecht gethan. Mit Wärme dankte er ihm für seine Freundlichkeit.

Arnheim wehrte ab.

„Christenpflicht, nichts weiter." (Er vergaß wohl für den Augenblick sein Nietzscheanertum.) — „Ich habe da im Finanz-Ministerium einen einflußreichen Bekannten, den Geheimrat von Karch, einen menschenfreundlichen Mann; mit dessen Hülfe, denke ich, wird sich schon eine Anstellung für sie erlangen lassen. Tüchtige Architekten finden bei der Eisenbahn immer Verwendung."

Nun war es vollends vorbei mit Erichs Mißtrauen. Dieser Arnheim handelte wirklich vollkommen uneigennützig an ihm! Und er leistete ihm im stillen Abbitte für die schlechte Meinung, die er von ihm gehabt hatte.

„Wenn Ihnen das gelänge!" rief er, freudig erregt von der Aussicht, eine seinen Kenntnissen und Fähigkeiten entsprechende Beschäftigung finden zu sollen, aus und blickte dabei strahlend seinem Gastgeber in das verschmitzte Gesicht.

„Warum soll es mir nicht gelingen? Der Geheimrat ist mein Freund und ein gar menschenfreundlicher Herr. Es kommt nur darauf an, daß Sie sich ihm und seiner Familie von der vorteilhaftesten Seite

zu zeigen wissen. Besonders den Damen. Für das übrige werde ich schon sorgen. Einstweilen bleiben Sie natürlich bei mir und machen sich ein bißchen nützlich in meinem Geschäft, wenn es Ihnen nämlich paßt. Wir sprechen noch darüber. Jetzt machen Sie nur, daß Sie zum Frühstücken kommen, im Nebenzimmer steht alles bereit. Ich bin schon längst fertig damit. Und dann probieren Sie gefälligst die Anzüge, welche ich zur Auswahl für Sie habe kommen lassen, und suchen Sie sich aus, was Ihnen gefällt."

Damit schob er Erich durch die Thür ins Nebenzimmer, ohne dessen schüchtern vorgebrachte Ablehnungsversuche weiter zu beachten. Dann setzte er sich an sein Pult und begann zu arbeiten.

Er war noch nicht lange mit Schreiben beschäftigt, als ihm durch seine Aufwärterin der Besuch des Geheimrats von Karch gemeldet wurde. Ein höhnisches Lächeln glitt über sein feistes Gesicht, als er schmunzelnd befahl, den Herrn hereinzuführen. Sein an den Geheimrat abgesandter Brief hatte also seine Schuldigkeit gethan!

Bleich und in sichtbarer Aufregung trat Herr von Karch ein. Die ihm eigentümliche Haltlosigkeit der Bewegungen zeigte sich heute in verstärktem Maße. Mit absichtlicher Kälte, die seine Überlegenheit zeigen sollte, empfing ihn der Agent.

„Herr Geheimrat bringen mir ohne Zweifel mein Geld," kam er dem Eintretenden in der Anrede zuvor. „Ich bin Ihnen sehr verbunden für Ihre Pünktlichkeit."

Dies brachte den Geheimrat schier in Verlegenheit. Er hüstelte einigemale, ehe er in abgerissenen Sätzen erwiderte:

„Bedauere sehr, Herr Arnheim, aber jetzt — heute ist es mir wirklich nicht möglich, — ich muß Sie schon bitten, sich noch einmal zu gedulden, — ein, zwei Monate wenigstens, — dann werde ich schon Rat schaffen. Aber heute ist es mir einfach unmöglich zu zahlen, absolut unmöglich.“

„Das ist schlimm, Herr Geheimrat, sehr schlimm für uns alle beide. Wie Sie wissen, habe ich das Geld auch erst leihen müssen — ich bin ja nicht Kapitalist, sondern nur Vermittler — ich werde auch gedrängt und muß sehen, wie ich zahlen kann, so muß ich mich eben an Sie halten. — Übrigens haben Sie ja nicht einmal die Bedingung zu erfüllen für nötig befunden, unter welcher ich Ihnen den letzten Betrag geliehen hatte, Sie haben vielmehr im Gegenteil den Herrn Baron mit seiner Bewerbung abgewiesen!“

Der Geheimrat rückte in nervöser Unruhe auf seinem Stuhle hin und her und zerzauste unbarmherzig seine sonst so wohlgepflegten Bartkoteletten.

„Bester Herr Arnheim,“ begann er, „Sie wissen nur zu gut, wie gern ich Wort gehalten hätte und wieviel mir selbst dran liegen muß, den Baron zum Schwiegersohn zu bekommen. Aber was kann ich dafür, daß meine Tochter sich standhaft weigert, ihn zu heiraten?! Was soll ich dagegen thun?“

„Das sollten Sie freilich selbst am besten wissen,“ entgegnete höhnisch der Agent. „Ich als Vater würde

schon Mittel und Wege finden, um ein widerspenstiges Mädel gefügig zu machen."

„Ja Sie haben gut reden! Sie kennen eben den Starrsinn meiner Tochter nicht. Wenn die einmal nicht will, da ist nichts zu machen. Zwingen läßt die sich nicht."

„Zwingen, das heißt mit Gewalt, natürlich nicht. Aber es giebt doch auch noch andere Zwangsmittel als die rohe Gewalt, die aber nicht minder wirksam sind. Ich wüßte zum Beispiel solch ein Mittel."

„Und das wäre?" — Höchste Spannung verrieten seine Mienen bei dieser Frage.

Der Agent blinzelte ihn mit halb zugekniffenen Augen listig an, dann rückte er seinen Stuhl dichter an den des Geheimrats heran und sagte mit gedämpfter Stimme:

„Man müßte das gnädige Fräulein mit Hülfe einer kleinen Enttäuschung kurieren. Durch Schaden allein wird der Mensch bekanntlich klug. Der Schaden ist also ein Heilmittel, eine Arznei, na, und einem Kranken Arznei zu verabreichen, das ist nicht nur erlaubt, das ist einfach Christenpflicht!"

„Ich verstehe Sie absolut nicht," rief enttäuscht der Geheimrat aus. Der andere aber fuhr, ohne sich im geringsten durch diesen Ausruf stören zu lassen, eindringlich fort:

„In dem vorliegenden Falle wäre die Arznei also eine kleine Enttäuschung. Eine Enttäuschung in Herzenssachen natürlich. Nehmen wir an, Ihre Tochter liebte einen jungen Mann und glaubte sich wiedergeliebt;

plötzlich aber sähe sie sich betrogen. Da hätten wir die Enttäuschung, und zwar eine sehr heilsame Enttäuschung, weil sie geeignet wäre, das Mädchen von seinen romantischen Schrullen, die doch für die prosaische Wirklichkeit einmal nicht passen und ihrem wahrem Glücke nur im Wege stehen, zu heilen."

„Und was wäre damit gewonnen?"

„Ein Mädchen, das sich von seinem Geliebten getäuscht sieht, ist stets bereit, dem ersten Besten die Hand zu reichen, teils aus Resignation, mehr aber noch aus Trotz und Rachedurst."

Der sonst nicht allzu skrupulöse Geheimrat war empört.

„Und Sie glauben wirklich, ich selbst würde die Hand dazu bieten, mein einziges Kind in Kummer und Herzeleid zu stürzen?"

„Ach was Herzeleid! Was heißt Herzeleid? Ich glaubte doch der Herr Geheimrat hielten nichts von dem sentimentalen Liebeskram! Statt dessen scheinen Sie in demselben romantischen Vorurteile befangen zu sein, wie Ihr Töchterchen."

„Ganz und gar nicht! Aber das Mädchen, meine Paula — nein, nein, es wäre grausam, niederträchtig!"

„Jede Kur erfordert ein bißchen Grausamkeit. Weichherzige Ärzte taugen nichts. Was wäre denn auch bei meiner Kurmethode gar so Fürchterliches? — Ein paar Stunden Thränen, ein paar Tage Kopfhängerei, ein paar Wochen Haß und Verachtung alles dessen, was Mann heißt; dann gewinnt allmählich die Vernunft

die Oberhand, eine nüchterne Auffassung der Verhältnisse tritt ein; man läßt sich nicht mehr von jeder thörichten Regung des Herzens beherrschen, sondern folgt der Vernunft; man lernt wahren Vorteil von kindischen Luftschlössern unterscheiden, kurz und gut, man ist kuriert."

„Das mag alles sein, und ich gebe zu, Sie sind ein vortrefflicher Psycholog, aber nie werde ich die Hand dazu bieten, meine eigene Tochter in Kummer und Verzweiflung zu stürzen! Niemals!"

„Ist ja auch gar nicht nötig, lieber Herr Geheimrat, gar nicht nötig! Sie sollen ja nur die Augen ein wenig zudrücken, falls Sie eine gewisse Veränderung an Ihrer Tochter wahrnehmen, das ist alles, was Sie nötig haben. Übrigens liegt Ihnen ja doch wohl an der Prolongierung Ihres Wechsels, nicht wahr? Gut denn, wenn ich Ihnen diesen kolossalen Gefallen thun soll, — die Sache ist gar nicht leicht für mich, ich bin eben nicht Kapitalist — also, wenn ich Ihuen diesen Gefallen thun soll, so sind Sie doch gewiß auch bereit, sich mir dagegen ein ganz klein wenig gefällig zu erweisen. Nicht wahr?"

Ein erneutes verlegenes Rücken des Geheimrats auf seinem Stuhle, ein erneutes Zausen seines Bartes. Ein Gefallen, den dieser Mann von ihm forderte, der mußte seinen Haken haben. Nur zögernd sagte er endlich:

„Wenn es in meiner Macht steht, gewiß."

„Ach es ist ja kaum der Rede wert! Ich habe mich da eines armen Unglücklichen aus reiner Mensch-

lichkeit angenommen, eines armen Teufels, der ohne jede eigene Schuld in Not geraten ist und sich in seiner Verzweiflung das Leben nehmen wollte. Ich kam gerade dazu, als man ihn leblos aus dem Wasser gezogen hatte, na und als guter Christ nahm ich mich natürlich seiner an. Es ist ein hübscher, gewandter Bursch aus guter Familie, ein Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle, ein junger Architekt mit brillanten Zeugnissen, der zum Dank für eine mitleidige Herzensregung drei Jahre hat brummen müssen. Sie erinnern sich vielleicht jener Geschichte, vor drei Jahren in Charlottenburg? Nein? Nun, ein junger Mann, eben dieser Erich Förster, kommt eines Abends dazu, wie ein roher Patron sein kleines Töchterchen barbarisch mißhandelt. Er will die Kleine retten, kommt mit dem Alten in Streit, der geht mit der Schippe auf ihn los, und im Akte der Notwehr schlägt er den Wüterich zu Boden, daß er nicht wieder aufsteht. Und dafür verurteilen die verbohrten Richter ihn zu drei Jahren Gefängnis! Aber nicht genug damit, nun hängt ihm das verdeubelte Gefängnis noch immer an, kein Mensch will etwas mit ihm zu thun haben, jeder verschließt ihm sein Haus. Ist es da nun nicht Christenpflicht solch armem Teufel zu helfen? Welch würdige Aufgabe wäre das für den menschenfreundlichen Herrn von Karch! Eine famose Gelegenheit, Ihren anerkannt christlichen Sinn zu bethätigen."

„Ich?? Mein Gott, was soll ich denn dabei thun?"

„Vor allen Dingen muß der junge Mann rehabi-

litiert werden in den Augen der engherzigen Menschheit. Er muß zu diesem Zwecke in einem der ersten Häuser aus- und eingehen. Dann wird die Acht plötzlich von ihm genommen sein, und niemand wird mehr Anstoß an seiner Vergangenheit nehmen. Im Gegenteil, er wird auf einmal ein äußerst interessanter junger Mann sein und als Märtyrer förmlich gefeiert werden. Für eine so edle Handlung wäre das geheimrätlich von Karch'sche Haus gerade der rechte Schauplatz."

„Sie meinen, ich solle diesen verkommenen Jüngling in mein Haus ziehen, und —"

„Ich bin fest überzeugt, daß Ihre bekannte Menschenliebe mit Freuden diese Gelegenheit, sich zu bethätigen, ergreifen wird," fiel ihm mit beißender Ironie der Agent ins Wort. Dann fügte er mit Nachdruck hinzu: „Ganz abgesehn davon, daß Sie mir einen großen Gefallen damit thun. Ich erwarte allerdings von Ihnen, daß Sie den jungen Mann mit vollkommener Freundlichkeit empfangen, daß Sie ihm ein offenes Haus bieten werden! Bei keiner Ihrer Gesellschaften darf er fehlen, und auch sonst muß er ein häufiger und scheinbar gern gesehener Gast bei Ihnen sein."

„So, damit er sich in meine Paula vergafft und ihr womöglich den Kopf noch mehr verdreht?! Das könnte mir passen! Nein, nein, mein Bester, daraus wird nichts!"

Das Faungesicht des Vermittlers verzog sich zu einem halb spöttischen, halb mitleidigen Lächeln, als er, sich erhebend, mit einem Anfluge von Ironie sagte:

„Nicht? Nun, wie Sie wollen! — Also auf welcher Bank kann ich das Geld erheben?“

Karch biß sich auf die Lippen.

„Ich habe Ihnen doch schon gesagt, daß ich nicht zahlen kann —“

„Und ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich dann klagen werde,“ platzte Arnheim grob heraus. „Und zwar noch heute.“

Der Geheimrat überlegte eine Weile. Sein Gegenüber sah nicht aus, als ob er spaßte. Was konnte er thun?

„Mein Gott,“ sagte er einlenkend, „wenn es Ihnen ein so großer Gefallen ist, dann kann ich ja dem jungen Manne am Ende mein Haus öffnen. Wenn er sonst die nötigen Manieren hat —“

„Also abgemacht! Und eine seinen Kenntnissen entsprechende Stellung werden Sie ihm freundlichst in Aussicht stellen. Ob er sie dann wirklich erhält, ist Nebensache, wenn er sich Ihnen nur attachiert fühlt. Und wenn er sich wirklich ein bißchen in das schöne Geheimratstöchterchen vergafft, was kann's schaden? Man läßt ihn ruhig gewähren. Na, und wenn das romantische Dämchen etwa den armen Märtyrer, den heldenmütigen Jüngling charmant finden sollte, nun so läßt man ihr eben auch ihren Spaß! Eine Zeitlang wenigstens, dann giebt man ihr das bewußte Heilmittel, ha ha, Sie kennen es ja, Herr Geheimrat!“

„Aber ich will meine Tochter nicht ins Elend jagen!“ jammerte der Geheimrat, in dessen Inneren

die Vaterliebe noch immer einen aussichtslosen Kampf mit seinem grenzenlosen Egoismus führte.

„Fallen Sie wieder in die alte Tonart? Ich dachte, Sie wollten vor allen Dingen mir gefällig sein.“

„Ja, ja, das will ich, gewiß. Aber um den Preis des Unglücks meiner Tochter —“

„Nun so sehen wir also von der Sache ab,“ schnitt ihm der Agent rücksichtslos das Wort ab. Dabei blitzten seine Augen drohend hinter den scharfen Gläsern. Er wühlte einige Augenblicke in einem Schubfache seines Pultes und zog endlich einige beschriebene Wechselformulare hervor. Diese mit triumphierenden Blicken prüfend, fuhr er in seiner spöttischen Weise fort!

„Es dürfte den Herrn Geheimrat vielleicht ein wenig interessieren, daß ich noch im Besitze einiger weiterer Wechsel mit der Unterschrift ‚Gerhard von Karch‘ bin. Der eine, lautend auf 9000 Mark war bereits am ersten vorigen Monats fällig, der andere über siebentausend verfällt am fünfzehnten nächsten Monats, also in knapp fünf Wochen. Ich kann somit diese Wechsel gleich mit dem anderen meinem Rechtsanwalt übergeben.“

Dem Geheimrat schwindelte. Das Zimmer drehte sich um ihn und ein nervöses Zittern ging durch seine schlaffen Glieder. Unverwandt starrte er ausdruckslos auf die Dokumente, die sein Gegner ihm unter die Nase hielt. Kreidebleich, in sich zusammengesunken saß er da, ein Bild des Jammers. Mit Schrecken

erkannte er, daß er sich ganz in den Händen dieses Schurken befand.

„Wie kommen -- Sie — zu — den — Wechseln?“ stammelte er endlich mit einem hülflosen Blick auf seinen Peiniger

„Darauf kommt es hier gar nicht an! Genug, daß ich die Wechsel habe. — Ich wüßte übrigens jemand, der generös genug wäre, die Wechsel einzulösen, nur um sie seinem geliebten Schwiegervater zerrissen an seinem Hochzeitstage zu überreichen. Aber freilich, ohne Gegenleistung thut auch ein Freiherr von Breslauer nichts.“

Der Geheimrat war sich vollkommen klar, daß er in den Netzen eines Arnheim und Breslauer gefangen war, aus denen es kein Entrinnen mehr gab. Er mußte alles thun, was diese Leute von ihm verlangten.

„Ja, ja, Sie haben recht, nur Breslauer kann mich retten! Also, was muß ich thun, um Gestundung zu erlangen?“

„Nicht viel. Nur das, was ich Ihnen in betreff meines Schützlings bereits gesagt habe. Also ihn freundlich aufnehmen, sich auf den väterlichen Freund und Beschützer aufspielen — die Biedermannsmiene steht Ihnen ja so gut —, ihm Aussicht auf eine Staatsanstellung machen. Das ist alles.“

„Wenn aber die jungen Leutchen Gefallen aneinander finden, und mein Starrkopf von Tochter sich in den Kopf setzt, den Habenichts zu heiraten, dann sind wir noch schlimmer dran als zuvor!“

„Dann werden wir schon Mittel und Wege finden,

der Sache ein jähes Ende zu bereiten. Dazu müssen wir uns den jungen Gimpel eben nach allen Seiten verpflichten, wir müssen ihn fest in der Hand behalten."

„Nun meinetwegen." Willenlos ergab sich der in die Enge getriebene Geheimrat jetzt seinem Schicksal.

„Der junge Mann befindet sich in meinem Hause, ich werde ihn Ihnen sogleich zuführen. — Aber hübsch freundlich Herr Geheimrat, wie beim Photographen. Sie müssen ihm durchaus Vertrauen einflößen. Denken Sie nur an die Wechsel, dann wird es schon gehen!"

Ein höhnisches Lachen begleitete diese Worte. Dann schritt er zur Thür des Nebenzimmers, und dieselbe öffnend rief er hinaus:

„Kommen Sie, Försterchen! Ein günstiger Zufall hat den Herrn Geheimrat heute zu mir geführt, ich habe bereits von Ihnen gesprochen. Kommen Sie nur getrost herein. — Herr Geheimrat, gestatten Sie: Herr Erich Förster."

Erich, der sich in dem neuen schwarzen Anzuge, den er der Weisung seines Wirtes gemäß soeben ausgewählt und angelegt hatte, sehr stattlich ausnahm, verneigte sich ehrerbietigst vor dem alten Herrn. Dieser musterte ihn mit feindlichen Blicken. Doch mußte er sich zu seinem Aerger gestehen, daß der junge Mann mit seiner männlich freien Haltung, mit seinen offenen, ansprechenden Zügen und seinem gewandten Benehmen einen durchaus günstigen Eindruck machte. Er hätte es lieber gesehen, wenn er einen linkischen, womöglich abstoßend häßlichen Menschen vor sich gehabt hätte. Doch

überwand er sich schnell, und streckte Erich leutselig die Hand entgegen, indem er mit geheuchelter Wärme sagte:

„Ich habe mit lebhaftem Bedauern soeben von Ihrem traurigen Schicksal gehört. Es sollte mir eine Freude sein, etwas für Sie thun zu können.“ („Daß ihn der Satan holte!“ dachte er.) „Ich denke es wird sich mit der Zeit schon ein Pöstchen für Sie finden lassen. Herr Arnheim empfiehlt Sie mir so warm, daß ich kein Bedenken trage, mich Ihrer anzunehmen. Wenn Sie mich zwischen drei und vier Uhr in meinem Büreau aufsuchen wollen — oder nein, kommen Sie lieber zu Tisch in mein Haus, da können wir nach dem Essen in größter Ruhe Ihre Angelegenheit besprechen und ich habe gleich Gelegenheit, Sie meiner Frau und Tochter vorzustellen. Denn der Verkehr in einem angesehenen Hause — und als ein solches darf ich, Gott sei Dank, das meine ohne Selbstüberhebung bezeichnen — dieser Verkehr scheint mir das beste Mittel, alle Ihnen gegenüber etwa herrschenden Vorurteile zu beseitigen. Kommen Sie nur recht oft zu uns, es wird meiner Frau eine große Freude sein. Also heute um fünf Uhr, wenn ich bitten darf, Mohrenstraße Nummer 23, zwei Treppen.“

Der scheinbar so leutselige Herr hatte Mühe, dem lebhaften Ausbruche herzlicher Dankesbezeugungen seines neuen Schützlings zu wehren. Mit freundlichem Kopfnicken verabschiedete er sich von Erich, während er gnädig herablassend dem Agenten die Hand reichte. Innerlich aber knirschend vor verhaltenen Grimm verließ er die Arnheimsche Wohnung. —

Auch Erich machte sich bald auf den Weg, um — die Tasche gefüllt mit einem ansehnlichen Gehaltsvorschuß — allerhand notwendige Bekleidungsgegenstände, als Wäsche, Stiefel und dergl. einzukaufen. Voller Dankbarkeit gegen Gott, der ihm in diesem Geheimrat einen Helfer und Berater gesandt, sowie gegen diesen so uneigennützigen und großmütigen Mann, schritt er seines Weges dahin. Und auch gegen seinen Wirt und Wohlthäter empfand er lebhafte Dankbarkeit, wenn er sich auch eines leisen Mißtrauens gegen die Absichten dieses Mannes noch immer nicht ganz erwehren konnte. Die Erinnerung an seinen ersten Besuch bei dem Agenten war nun einmal nicht zu verwischen. Das Schaugericht, die Strohpuppe konnte er nicht vergessen. Wenn er nun jetzt als Strohpuppe mißbraucht werden sollte? Der Geheimrat hatte ja eine Tochter!

Aber es blieb ihm ja keine Wahl! Wenn er nicht verhungern wollte, so mußte er sich eben dem Agenten auf Gnade und Ungnade ergeben. Daher weg mit allen Skrupeln und kleinlichen Rücksichten! Es gab ja keine moralischen Thatsachen nach Nietzsche, und alles war erlaubt, wo es sich um Erreichung eines gesteckten Zieles handelte. Wievielmehr also hier, wo es sich um Sein oder Nichtsein handelte! — Uebrigens konnte doch ein Mann, den der Geheimrat von Karch mit seinem Vertrauen beehrte, kein gemeiner Schurke sein!

Mit solchen Argumenten gelang es ihm sein Gewissen allmählich mehr und mehr zu betäuben und seine moralischen Bedenken gewaltsam zu unterdrücken.

VIII.

Schlag fünf Uhr zog Erich die Klingel der Karch'schen Wohnung.

Der Geheimrat empfing ihn mit geheuchelter Herzlichkeit in seinem Zimmer.

„Ich freue mich außerordentlich, Herr Förster, Sie in meinem Hause begrüßen zu können und hoffe, daß Sie sich recht wohl darin fühlen werden.“ Dazu ein herzhaftes Händeschütteln. Dann schob er seinen Gast freundschaftlich durch die offenstehende Thür in den nebenanliegenden Salon, wo die Damen des Hauses bereits seiner harrten.

Frau von Karch empfing den Gast in ihrer freundlich verlegenen Art und hieß denselben gleichfalls willkommen. Paula dagegen hatte sich vorgenommen, den neuen Hausfreund von Anfang an sich drei Schritte vom Leibe zu halten, und so hüllte sie sich geflissentlich bei seinem Eintritt in die eisigste Kälte, die ihr zu Gebote stand. Ein junger Mann, von ihrem Vater ins Haus gebracht, noch dazu mit der Mahnung an die Damen, ihn ja recht freundlich zu empfangen —

über seine Verhältnisse sie aufzuklären, hatte der Geheimrat noch nicht für nötig befunden — das mußte eine besondere Ursache haben, und welche dies sei, schien dem allmählich argwöhnisch gewordenen Mädchen ziemlich zweifellos. Natürlich war Erich wieder ein Freier. Die Sorte von Freiern aber, welche ihr Vater einzuführen pflegte, kannte sie schon. Mit Widerwillen gedachte sie des verlebten Grafen Eckberg, der auch auf ähnliche Weise eingeführt worden, mit Zorn und Verachtung des Barons von Breslauer, der erst vor wenigen Tagen auf des Vaters mehr als entgegenkommende Art hin um ihre Hand angehalten hatte. Was mochte dieser neueste Günstling ihres Vaters erst für eine Sorte von Mensch sein! Da er nicht einmal adelig war, so war er sicherlich wieder ein Millionenprotz.

Mit solchen Vorurteilen behaftet, nahm Paula die Vorstellung des jungen Mannes entgegen. Wie erstaunte sie aber, als sie nach kaum merklicher Neigung des Kopfes aufblickte und weder einen alten Roué, noch einen protzigen Emporkömmling vor sich sah! Das bescheidene, dabei aber gewandte Auftreten des jungen Mannes, seine hübschen, offenen Züge und das Fehlen jeder Blasiertheit in seinem Wesen berührte sie nur angenehm. Dieser einfache, bescheidene junge Mann, der gar nicht nach Reichtum aussah, ein Schützling ihres Vaters? Den konnte er ihr doch unmöglich zum Gatten erkoren haben! — Gleichwohl aber ermahnte sie sich selbst zur Vorsicht, sie wollte für alle Fälle auf ihrer Hut sein und keinesfalls sich dem vermeintlichen

Freier gegenüber entgegenkommend zeigen. Doch wie sie sich auch sträubte, der Eismantel schmolz unwillkürlich vor der gewinnenden Erscheinung des Gastes dahin. Freundlicher als sie es beabsichtigt, erwiderte sie seine Anrede.

Erich aber war von ihrem Anblick sofort bezaubert. Wie hätte er erwarten sollen, in dem Hause seines vertrockneten Gönners, der sicherlich keinerlei Anspruch auf das Prädikat „schön" erheben konnte, eine solche Tochter zu finden?! Der einzige Blick ihrer dunkeln, sammetartigen Augen, der ihn wider Willen mild und freundlich getroffen, hatte ihn elektrisiert.

Man hielt sich nicht lange im Empfangszimmer auf, sondern ging nach dem Austausche der üblichen Phrasen sogleich zu Tisch.

Erich saß zwischen den Ehegatten, gegenüber der schönen Paula. So lebhaft ihn auch der Geheimrat ins Gespräch verwickelte, immer und immer wieder schweiften seine Blicke hinüber zu seinem Gegenüber. Die rosige Frische des Mundes, die üppige Fülle des dunkelbraunen Haares, vor allem aber die Augen, die tiefgründigen, seelenvollen Augen des herrlichen Mädchens zogen seine Blicke unwiderstehlich an. So sehr er es auch versuchte, ihren Anblick zu meiden, immer und immer wieder mußte er hinüberschauen.

Der Geheimrat bemerkte wohl den gewaltigen Eindruck, den seine Tochter auf den Fremdling machte, doch da sie selbst kühl und scheinbar gleichgültig blieb, so legte er der Sache keinen besonderen Wert bei. Er war es ja gewöhnt, die Männerwelt im Zauberbanne

ihrer Reize zu sehen, und seine Tochter, seine fischblütige Paula, die würde nicht so leicht Feuer fangen, da war wirklich keine Gefahr. Der Arnheim könnte lange warten, bis bei der sein thörichtes Heilmittel verfinge. Nein, er konnte ganz ruhig sein, er brauchte sich wirklich keine unnützen Gewissensbisse zu machen, dieser harmlose junge Mann würde dem Herzen seiner stolzen Paula nicht gefährlich werden! — Und mit verdoppelter Freundlichkeit behandelte er nach dieser Selbstberuhigung seinen jungen Gast.

In dem Bestreben, diesen den Damen recht interessant zu machen, brachte er das Gespräch auf seine Vergangenheit. Erich mußte auf das ausführlichste seine Begegnung mit jenem rohen Wüterich in Charlottenburg und die traurigen Folgen dieses unglückseligen Zusammenstoßes erzählen, wobei der Hausherr nicht unterließ, hier und da einen ausschmückenden Zusatz einzuschalten, der geeignet war, den romantischen Nimbus, den Erich in den Augen der gespannt lauschenden Damen alsbald erhielt, noch glänzender um das Haupt des interessanten jungen Mannes leuchten zu lassen. Der alte Egoist gefiel sich so in der Rolle des Schützers bedrängter Unschuld, des Protektors eines ungerecht Duldenden, daß er, entgegen seinen ursprünglichen Absichten, das Lob seines Gastes auf das wärmste sang. Und dabei redete er sich selbst allmählich in eine gewisse Sympathie für den jungen Mann hinein.

Dieser gefiel ihm auch wirklich ganz außerordentlich gut. Der gänzliche Mangel jeder Renommisterei in seiner Erzählung, die ungesuchte Bescheidenheit mit der

er seine Schuld eingestand, die von Bitterkeit freie Art, mit der er über seine Richter und ihren harten Spruch sich äußerte, erfüllten den alten Herrn, dem eine so selbstlose Art etwas ganz Außergewöhnliches dünkte, beinahe mit Bewunderung.

„Und sein ganzes Vermögen, alles, was er besaß, hat er dem kleinen Wurme überwiesen, ehe er ins Gefängnis ging, um nun selbst nach seiner Freilassung zu darben und der Sorge um das tägliche Brot anheimzufallen! Es giebt eben auch in dem vielgeschmähten fin de siècle noch Selbstlosigkeit und Edelmut!“ Also schloß der Geheimrat den Bericht.

Es war Erich höchst peinlich, in solcher Weise seine, wie er meinte, selbstverständliche That verherrlicht zu sehen, und er versuchte deshalb das Gespräch von sich selbst abzulenken. Paula aber, deren Mißtrauen und Argwohn bei der Darlegung seiner dürftigen Verhältnisse vollständig geschwunden war, und die nur noch den edelmütigen Verteidiger des Schwachen gegen brutale Gewalt und den unschuldigen Dulder in Erich erblickte, trat jetzt aus ihrer bisherigen Zurückhaltung heraus, indem sie mit Wärme sagte:

„Die That, um derenwillen Sie gebüßt haben, war — obgleich den Staatsgesetzen zuwider — gewiß lobenswert und eines ganzen Mannes würdig; der Edelmut aber, den Sie der kleinen Verwaisten gegenüber an den Tag gelegt haben, ehrt Sie mehr in meinen Augen, als alles Heldentum der Welt es vermöchte.“ Dabei traf ihn ein so warmer Strahl ihrer wundervollen Augen, daß es ihn gar wonnesam durchschauerte.

Der Geheimrat aber wurde stutzig. Hatte er da eine Dummheit begangen, als er das Lob seines Gastes so überschwänglich sang? Sollte Paula dennoch am Ende —? Aber das war ja undenkbar! Dieses stolze, unnahbare Mädchen und der gewiß edelmütige, aber doch immerhin unbedeutende Jüngling, lächerlich! — Und dennoch, diese Wärme, mit der sie gesprochen! — Aber es war ja doch nur zu natürlich, daß eine solche That ein junges romantisch veranlagtes Mädchen mit Begeisterung erfüllte, deshalb brauchte sie sich doch nicht gleich zu verlieben! Paula sich verlieben, Unsinn!

Also suchte der Geheimrat seine Skrupel zu besiegen, während seine Frau mit überschwänglichen Worten die Hochherzigkeit des jungen Mannes pries, sodaß diesem ganz ungemütlich dabei zu Mute wurde.

„Aber das Mädchen, das herzige kleine Ding, was ist aus ihm geworden, und wie geht es ihm?" so unterbrach endlich die von Haus aus gesprächige Frau von Karch ihre Lobpreisungen selbst. „Sie haben es doch sicherlich nach Ihrer Freilassung aufgesucht?"

Erich gestand mit leichtem Erröten, daß er dies nicht gethan habe.

„Nicht? Sie haben sich nicht einmal nach dem Ergehen der Kleinen erkundigt?" Der gutmütigen kleinen Frau erschien dies ganz unbegreiflich, und der strahlende Ruhmeskranz, den sie eben noch auf dem Haupte ihres Gastes bewundert hatte, begann zu verblassen.

Paula dagegen durchschaute die Beweggründe Erichs zu seiner Handlungsweise und billigte dieselben. Sie

war ihm innerlich sogar dankbar für dieses Zartgefühl. Deshalb kam sie ihm auch jetzt gegen ihre Mutter zu Hülfe.

„Aber Mutting, sollte Herr Förster denn selbst gehen und sich den Dank der Kleinen und ihrer Verwandten holen?"

Doch die gute Frau wollte es durchaus nicht begreifen, daß derjenige, der die Kleine mit eigener Lebensgefahr gegen den rohen Gesellen verteidigt hatte, nicht fernerhin auch sich als Schützer derselben betrachten sollte, und erst das Dazwischentreten ihres Gatten vermochte sie, von dem Thema abzulassen.

„Herr Förster wird wohl selbst am besten wissen, was ihm in dieser Sache zu thun oder zu lassen oblag," versetzte er in jenem überlegen strengen Tone, den er seiner Gattin gegenüber anzuwenden pflegte, und der die eingeschüchterte Frau sofort zum Schweigen brachte.

Erich wußte das Peinliche der allgemeinen Lage dadurch zu mildern, daß er das Gespräch auf einen ganz anderen, gleichgültigen Gegenstand lenkte. Durch dieses taktvolle Benehmen zog er sich die dankbare Anerkennung seines schönen Gegenübers zu, welche ihm durch einen abermaligen freundlichen Blick übermittelt wurde.

Als Erich das für ihn so gastliche Haus des Geheimrats verließ, war er geradezu entzückt, von der Liebenswürdigkeit seiner Mitglieder. Das väterliche Interesse, das der Geheimrat ihm entgegen brachte, die freundliche Herzlichkeit der Frau von Karch, vor allem aber die Schönheit und Liebenswürdigkeit des Fräuleins,

hatten ihn vollständig bezaubert. Das war doch ein Haus, in welchem Gastfreundschaft und wahre Herzensgüte herrschte! Welches Glück für ihn, in einem solchen Hause Eingang gefunden zu haben! — Und in den nächsten Tagen schon wollte der Geheimrat wegen seiner Anstellung mit dem Minister Rücksprache nehmen! Bei solcher Fürsprache konnte es ihm ja gar nicht fehlen, einen seinen Fähigkeiten entsprechenden Posten zu finden.

Sein zum Optimismus geneigter Sinn begann bereits wieder, ihm die lieblichsten Zukunftsbilder vorzuzaubern. Er sah sich schon als wohlbestallten Regierungsbaumeister an der Seite des schönsten und liebenswertesten Weibes der Welt, seiner Paula! Er erschrak selbst über die Kühnheit solcher Pläne, und er suchte das verlockende Bild als eitel Thorheit von sich zu weisen. Doch so sehr er sich auch bemühte, einen nüchternen Sinn zu bewahren, immer und immer tauchte das liebliche Bild des schönen Mädchens vor ihm auf, und unwillkürlich umschwebten ihn wiederum die holden Zukunftsträume. Ja, er wollte von der freundlichen Erlaubnis, als stets gern gesehener Gast recht häufig im Karch'schen Hause zu erscheinen, Gebrauch machen, soviel als es die Schicklichkeit nur irgend erlaubte!

Wieviel Dank schuldete er doch eigentlich seinem freundlichen Wirte, dem so schmählich verkannten Arnheim! Und wie hatte er dem Biedermann unrecht gethan! Er mußte ihn damals, als er als Stellensuchender ihn aufsuchte, wohl ganz falsch verstanden haben. Denn der Mann handelte ja vollkommen, uneigennützig.

Oder gab er sich bloß den Anschein? Wollte er sich seiner doch vielleicht zu unlauteren Zwecken bedienen? Dem eifrigen Nietzscheaner, der weder gut noch böse kannte, dessen Wahlspruch „alles ist erlaubt“ lautete, dem war doch schließlich alles zuzutrauen!

Dabei kam ihm jene Bemerkung Arnheims von dem Schaugericht, der Strohpuppe von neuem in den Sinn. Wie, wenn er ihm jetzt im Karch'schen Hause als Strohpuppe dienen sollte?

Aber das war ja der reine Unsinn! Paula von Karch sah wahrhaftig nicht aus, als ob sie eines Heiratsvermittlers bedürfe, um unter die Haube zu kommen. Die würde sich sicherlich nicht an den ersten besten wegwerfen. Und schließlich lag es doch immer noch in seiner Hand, ob er sich mißbrauchen ließe oder nicht. Hier war also wirklich keine Gefahr. —

Die nächsten Tage vergingen für Erich in ruhiger Behaglichkeit. Keine Sorge, die ihn quälte, keine Enttäuschung, die ihn deprimierte. Nur daß er das reichliche Brot seines Wohlthäters ohne entsprechende Gegenleistung genoß, bedrückte ihn einigermaßen. Die paar Geschäftsbriefe, die er für Arnheim schrieb, die paar Wege, die er gelegentlich zu gehen hatte, waren doch keine Dienstleistungen, welche die vielen Wohlthaten, die er genoß, aufzuwiegen imstande waren.

Von solchen Bedenken aber wollte Arnheim durchaus nichts hören. Es sei jetzt gerade eine geschäftsstille Zeit, es werde auch schon anders kommen. Manchmal gäbe es Arbeit in Hülle und Fülle. Besonders vor Beginn der Bauzeit, wenn es Baugelder zu vermitteln

gäbe. Erich solle doch ja alle Skrupel beiseite lassen. Er möge vielmehr sein Leben genießen, so gut es ginge und sich mit Büchern die Zeit vertreiben. Seine Bibliothek stünde ihm zur Verfügung. Er möge sich doch einmal mit den Schriften des großen Nietzsche vertraut machen.

Erich suchte sich denn auch aller Bedenken zu entschlagen und tröstete sich mit der Hoffnung, daß er dem Agenten später, wenn er erst die erhoffte Anstellung haben werde, alle Vorschüsse auf Heller und Pfennig werde zurückerstatten können.

Einstweilen vertiefte er sich in das Studium der Nietzscheschen Schriften.

Obgleich die Theorien dieses modernen Denkers seinen bisherigen Ansichten über Gott und Welt, über Leben und Wirken der Menschen, eigentlich in allem und jedem schnurstracks zuwiderliefen, so übten seine Schriften dennoch eine wahrhaft dämonische Anziehungskraft auf den empfänglichen, aber keineswegs logisch geschulten Geist des jungen Mannes aus. Die erbitterten Ausfälle des radikalen Cynikers gegen Christentum und Religion empörten ihn zwar, die Unmoralität seiner Grundsätze stieß ihn ab, seine Ausführungen über die „blonde Bestie Mensch“ erschreckten ihn, aber dennoch mußte er immer und immer wieder zu diesen Schriften greifen, er mochte wollen oder nicht. Die Nietzschesche Schreibweise hatte für den jungen Phantasten etwas Fascinierendes, der „Übermensch“ imponierte ihm gewaltig, und das Nietzschesche Ziel aller Entwickelung des völlig unabhängigen, ganz und gar

souveränen Individuums, das in schrankenlosem Egoismus nur seinen eigenen Trieben folgt, mußte den leicht erregbaren Sinn des thatendürstigen, vorwärtsstrebenden jungen Mannes benebeln.

Und die Erklärung von gut und böse in der „Genealogie", wie natürlich und ungesucht erschien sie ihm. Es gab keine moralischen Thatsachen nach Nietzsche, ebensowenig wie Recht und Unrecht. Das klang freilich abgeschmackt, aber hatte der Denker nicht doch am Ende recht damit? Wohin man blickte, überall die unbedingte Herrschaft des Einzelnen über die schwächere Mehrheit, überall unangefochten das Vorrecht weniger gegenüber der Allgemeinheit, überall der schrankenloseste Egoismus der Besitzenden den Besitzlosen gegenüber. Darnach schien wirklich alles erlaubt zu sein in der Welt! Und war nicht schließlich das Streben nach Wohlstand und Macht das einzig Reelle auf Erden? „Nichts ist wahr und alles ist erlaubt!"

Der Zauber all der tönenden Schlagwörter verfehlte also, trotz seinem anfänglichen Sträuben dagegen, seinen Eindruck auf den nur normal gebildeten Erich nicht. Sein besseres Selbst sträubte sich zwar noch immer gegen den Einfluß dieser Lektüre. Wenn er eben noch zustimmend den Ausführungen des Philosophen zugenickt hatte, den nächsten Augenblick schon konnte er sich über den Cynismus und Anarchismus seiner Theorien entsetzen. Dieser Nietzsche war doch ein durch und durch unmoralischer Mensch! Doch was wollte das sagen? Das war ja nur die Konsequenz seiner philosophischen Theorien! Er leugnete ja das Vorhandensein aller

moralischen Thatsachen, er erkannte ja weder gut noch böse an! Er bekämpfte jeden Idealismus, als dem praktischen Fortschritt, dem wirklichen Sein entgegenstehend. Ach, es war eben nicht herauszufinden aus dem Wirrwarr dieser Gedanken!

Verzweifelt klappte er nach solchem vergeblichen Hin und Her das Buch zu. Es brummte ihm der Kopf, und er konnte seine eigenen Gedanken und Ideen nicht mehr von den gelesenen unterscheiden. Hätte er sich doch gar nicht mit diesem Zeug eingelassen! — Doch er hatte es einmal gethan, nun mußte er sich auch durcharbeiten.

Gern hätte er sich mit jemand über das Gelesene ausgesprochen. Mit Arnheim dies zu thun, suchte er aber lieber zu vermeiden. Denn er fühlte gar bald heraus, daß dieser keineswegs tiefer in den Geist der Nietzscheschen Lehren eingedrungen war. Das Frivole, das Cynische der Sache hatte diesem Manne imponiert, und er hatte sich die Hauptphrasen eingeprägt, die er nun gar zu gern und gar zu häufig auf den Lippen führte. Ein tieferes Eingehen auf die Sache war mit dem oberflächlichen Genußmenschen nicht möglich.

Daß Arnheim ein solcher war, war Erich von Tag zu Tage klarer geworden, und das geheime Mißtrauen, das er von Anfang an gegen ihn empfunden hatte, wollte nicht von ihm weichen. Im Gegenteil, er konnte sich — so sehr sein Dankgefühl sich auch dagegen sträubte — eines gewissen Widerwillens gegen den frivolen Menschen nicht erwehren. Immer von neuem machte er sich Vorwürfe, daß er die Wohlthaten dieses Mannes

genoß und sich dadurch täglich mehr in seine Schuld begab. Nur die Aussicht auf das baldige Ende seines Abhängigkeitsverhältnisses von dem Agenten infolge der zu erwartenden Anstellung durch des Geheimrats freundliche Fürsprache gewährte ihm einige Beruhigung.

Als er eines Tages von seinem dritten Besuche im Karch'schen Hause zurückkehrte, fragte ihn Arnheim ganz wie beiläufig, wie ihm denn eigentlich die schöne Geheimratstochter gefalle. Dabei traf ein lauernder Blick den Gefragten.

Die verräterische Purpurglut, die Erichs Gesicht bei dieser unvermuteten Frage jäh übergoß, sagte dem schlauen Vermittler mehr, als die mit schlecht gespielter Gleichgültigkeit gegebene Antwort:

„O, ganz gut. Sie ist wirklich ein recht nettes Mädchen."

„Ein selten liebenswürdiges, ein interessantes, kluges und bildschönes Mädchen ist sie!" verbesserte Arnheim mit nachdrücklichem Eifer die Worte seines Gehilfen. „Die kann einen jungen Kerl schon bezaubern. Sorgen Sie nur dafür, daß auch Sie gehörigen Eindruck auf die spröde Schöne machen! Sie sind ja ein schmuckes Kerlchen. Darum nützen Sie die Zeit und Ihre günstigen Chancen, und legen Sie sich ordentlich ins Zeug. Suchen Sie sich ihr im besten Lichte zu zeigen! Das müßte doch mit dem Deubel zugehen, wenn diese Festung ganz uneinnehmbar wäre. Also zeigen Sie, daß Sie ein fixer Kerl sind und laufen Sie Sturm!"

Damit entfernte er sich.

Dem ernüchterten Erich aber fiel es wie Schuppen

von den Augen. Jetzt war es sonnenklar, daß dieser gewissenlose Egoist sich seiner zu unlauteren Zwecken bedienen wollte. Seine angebliche Nächstenliebe war nur Maske gewesen. Leichtsinnig war er selbst in die grobe Falle gegangen, nachdem er die Augen gewaltsam gegen die ihm drohende Gefahr verschlossen hatte. Er hatte sich augenscheinlich als Strohpuppe mißbrauchen lassen!

Warum hatte er auch der warnenden Stimme seines Gewissens nicht Folge gegeben! Nun war es seine Schuld, wenn er zum Kuppler herabgesunken war, denn als solcher sollte er dem schurkischen Agenten doch wohl dienen. Ach, hätte er doch den Mut gehabt, die Wohlthaten dieses Menschen zurückzuweisen! Er hätte das Elend der Schande vorziehen müssen!

Aber keinen Tag länger wollte er sich zu der erbärmlichen Rolle, die ihm Arnheim zugedacht hatte, hergeben. Nie wieder durfte er das Karch'sche Haus betreten! Jetzt war er sich seiner Pflicht bewußt.

Der männlichen Festigkeit aber folgte sofort schwankendes Bedenken.

Was sollte nun aus ihm werden? Der Geheimrat, der ihm sein Haus in so überaus liebenswürdiger Weise geöffnet hatte, würde sich gewiß durch sein plötzliches Fernbleiben verletzt fühlen, würde ihn des Undankes zeihen und das Interesse an ihm verlieren. Mit der erhofften Anstellung war es dann nichts und er konnte wieder hungern!

Und das andere!

Wie sollte er es über sich gewinnen, das herrliche

Mädchen freiwillig zu meiden, deren Bild ihn im Wachen, wie im Traume fortgesetzt umschwebte? Viel zu tief schon hatte er ihr in die dunkeln Augen geblickt! In ihr verkörperte sich all sein Hoffen, all sein Sehnen. Er konnte sie nicht aufgeben!

Und wozu auch? Wenn es ihm gelang, ihre Neigung zu erringen und der Geheimrat sich ihrer Verbindung nicht widersetzte, was konnte dann Schlimmes geschehen? — Auch böse Kräfte bewirkten bisweilen das Gute, warum nicht einmal Arnheim?

Und abermals unterdrückte er gewaltsam die von neuem in ihm aufgestiegenen Skrupel, indem er der mahnenden Stimme des Gewissens gegenüber das Vorhandensein jeden Unrechts und jeder Gefahr leugnete.

Dieser warnenden Stimme zum Trotz entschloß er sich, von der ihm in so überaus freundlicher und eindringlicher Weise gegebenen Erlaubnis, das Karch'sche Haus, so oft es ihm gefalle, zu besuchen, den ausgiebigsten Gebrauch zu machen. Es zog ihn ja so mächtig in dieses Haus!

Wenn ihm sein Taktgefühl sagte, daß er die Güte dieser Leute nicht mißbrauchen dürfe, so redete er sich dagegen ein, daß es doch undankbar und unhöflich sein würde, wenn er von einer so überaus freundlichen Aufforderung nicht den freimütigsten Gebrauch machte. Die Pflicht der Dankbarkeit erforderte es am Ende, daß er sich ein bis zweimal wöchentlich in der Karch-schen Familie einfände.

IX.

So betrat Erich heute wieder einmal das Haus, in dem er angeblich so hoch willkommen war. Er hatte wohlweislich die Stunde seines Besuches so gewählt, daß er den Hausherrn nicht antreffen würde. Ihn zog ja ein ganz anderer Magnet.

Die Damen waren richtig allein zuhause, als Erich gemeldet wurde.

Frau von Karch fühlte sich nicht wohl genug, den Gast zu empfangen, da sie an heftiger Migräne litt. Aber den Besuch abweisen zu lassen, wagte sie nicht; Paula sollte ihn deshalb an ihrer Statt empfangen. Hatte der gestrenge Herr Gemahl ihr doch eingeschärft, dem jungen Manne mit größter Freundlichkeit entgegenzukommen. Da durfte man ihn doch nicht abweisen. Um Gottes willen, das hätte wieder einen schönen Auftritt geben können!

Aber gerade der väterliche Befehl reizte den Widerspruchsgeist des jungen Mädchens, das es durchaus nicht liebte, sich in ihrer persönlichen Freiheit beschränken zu lassen. Sie war alt genug, um nach

ihrem Gefallen Besucher empfangen oder abweisen zu können. Darum entschied sie sich für das letztere. Aber die Mutter erklärte bestimmt, alsdann ihrem Leiden zum Trotz den Besuch annehmen zu wollen.

So mußte sich denn Paula wohl oder übel dazu verstehen, den jungen Mann zu empfangen.

In Wahrheit that sie dies gar nicht so ungern, denn trotz allem Sträuben mußte sie sich doch gestehen, daß der freimütige junge Mann einen gewissen Eindruck auf sie gemacht hatte. Und schließlich war es ja auch Pflicht, dem armen Ausgestoßenen den Wiedereintritt in die Gesellschaft zu erleichtern! —

Währendessen harrte Erich im Empfangszimmer klopfenden Herzens der Damen. Der Gedanke, das schöne Mädchen im nächsten Augenblicke vielleicht schon vor sich zu sehen, ließ sein Herz schneller pulsieren, während gleichzeitig die Befürchtung, daß Frau von Karch vielleicht allein seinen Besuch annehmen könnte, ihn in eine gelinde Unruhe versetzte.

Unverkennbare Freude strahlte ihm daher aus den Augen, als die Thür sich öffnete und Paula allein eintrat.

Unbefangen reichte sie ihm die Hand, während sie das Fernbleiben ihrer Mutter entschuldigte und hinzufügte, daß Erich sich bis zur Heimkehr ihres Vaters mit ihrer Gesellschaft begnügen müsse.

Erich gab sich keine große Mühe, die Freude zu verbergen, die ihm diese Mitteilung verursachte.

„Begnügen?“ wiederholte er mit leisem Vorwurfe. „Sie werden wohl wissen, gnädiges Fräulein, welches

Glück es für mich ist, mich mit Ihnen unterhalten zu dürfen."

Eine leichte Röte huschte flüchtig über Paulas Wangen, während sie ihn zum Sitzen einlud und einen gleichgültigen Gesprächsstoff aufnahm.

Gar bald aber kam die Unterhaltung in Fluß. Erich hatte dabei Gelegenheit, Paulas Belesenheit auf allen nur möglichen Gebieten, wie ihren scharfen Geist zu bewundern. Sie zeigte ein so klares, gesundes Urteil über alle im Laufe des Gespräches berührten Fragen. In der Kunstgeschichte war sie fast ebenso bewandert, als er selbst, während sie ihm auf litterarischem Gebiete entschieden überlegen war.

Schließlich berührten sie auch das Gebiet der Philosophie. Selbst hier zeigte das junge Mädchen ein staunenswertes Orientiertsein. Sie schwärmte besonders für die englische Aufklärungsphilosophie, aber auch Schopenhauer, der düstre Pessimist, war ihr kein Fremder.

Erich hatte zwar auf dem Polytechnikum seiner Zeit allgemeine Geschichte der Philosophie gehört, aber von einem wirklichen Vertrautsein mit den verschiedenen Geisteshelden war bei ihm keine Rede. Er verhielt sich deshalb in der Hauptsache passiv und begnügte sich, den Bemerkungen seines schönen Gegenübers andächtig zuzuhören und sich dabei zugleich an ihrem Anblicke zu weiden. Um aber den tieferen Stand seines Wissens nicht gar zu deutlich zu verraten, lenkte er das Gespräch endlich auf Nietzsche. Hier konnte er seine Über-

legenheit zeigen, denn Paula kannte diesen Denker kaum vom Hörensagen, wie sie freimütig gestand.

Was er ihr aber von Nietzsches Theorien erzählte, von seiner Herrenmoral und der Lehre vom Übermenschen, mißfiel ihr in hohem Grade, und unverhohlen äußerte sie ihre Entrüstung darüber. Besonders empörte sie des Philosophen Protest gegen die idealistische Ableitung des Rechts und seine Ableugnung des Unrechtes, das im Verletzen, Ausbeuten, Vergewaltigen und Vernichten des Nächsten liegt. Als aber Erich gar des bekannten Wahlspruches: „nichts ist wahr und alles ist erlaubt“ Erwähnung that, da konnte sie ihrer Empörung nicht länger Einhalt thun.

„Aber das ist ja geradezu abscheulich!“ rief sie aus. „Und einen solchen frivolen Cynismus wagt der Mensch als höchste Lebenswahrheit und Weisheit auszuposaunen?“

„Er ist eben ein absoluter Atheist und reiner Materialist,“ warf Erich ein.

„Ich werde es nie begreifen, wie man sehenden Auges ein Atheist sein kann! Wie kann man das Dasein Gottes leugnen, wo es einem doch täglich und stündlich, auf jedem Schritte so deutlich entgegen tritt?“

„Die Sehkräfte der Menschen sind eben verschieden veranlagt.“

„Sie wollen nicht sehen, diese Atheisten! Wenn es aber wenigstens mit dieser Blindheit sein Bewenden hätte! Aber diese frivolen Folgerungen, die sie daraus ziehen! Recht und Unrecht, gut und böse, Moral und Sitte, alles soll Unsinn sein? Nur der momentane

Vorteil des eigenen Ichs soll maßgeblich sein für das menschliche Handeln? O pfui über solchen Ultramaterialismus."

„Der Materialismus beherrscht nun einmal unsere Zeit," warf Erich ein, der im Grunde seines Herzens ihre Ansicht vollständig teilte, aber sich noch nicht völlig von dem ihn verwirrenden Einflusse der Nietzscheschen Schriften zu befreien vermocht hatte.

„Traurig genug!" fuhr sie eifrig fort. „Was hat ein solcher Materialist denn schließlich vor den Tieren voraus? Sein bißchen schärferen Verstand, sonst nichts! Denn das, was den Menschen über das Tier erheben soll, die strenge Selbstzucht und Sittlichkeit, die Nächstenliebe und Opferfreudigkeit, das gerade geht doch diesen rohen Sinnesmenschen gänzlich ab."

„Zweifellos," gab er etwas kleinlaut zu. „Aber wer sich jenseits von gut und böse wähnt, der glaubt eben solcher Attribute entbehren zu können. Nennt Nietzsche das Gewissen doch eine Krankheit" —

„Das zeigt am besten seine Verworfenheit! Ich bin fest überzeugt, Herr Förster, daß Sie diesen höchst unmoralischen Standpunkt ebenso verurteilen, als ich."

„Natürlich verurteile ich ihn! Selbstverständlich," beeilte sich Erich, zu versichern.

Wenn er bisher zwischen seinen alten, festgewurzelten Anschauungen und der neuen auf ihn eindringenden Lehre des modernen Antiidealisten hin und her geschwankt war, so war er doch in diesem Augenblicke wieder ganz „Moralsklave". Die sittliche Entrüstung

dieses herrlichen Mädchens hatte ihn angesteckt. Wie hätte auch ein so grimmer Feind des Idealismus und Verächter des Feminismus ihm, dem Idealisten und warmen Verehrer holder Weiblichkeit dauernd als Vorbild dienen können?

„Ich stimme ganz und gar in der Verurteilung dieser frivolen Theorien mit Ihnen überein," fuhr er fort. „Aber interessant ist es immerhin, dem Gedankengange eines solchen Modernen zu folgen."

„Ich meine, man sollte derartige Schriften einfach verbieten. Ich bin gewiß keine Feindin der Aufklärung und der freien Forschung, im Gegenteile, aber alles sollte denn doch seine Grenzen haben. Eine so vollendete Anarchie des Geistes, eine so drastische Verherrlichung der Zuchtlosigkeit und des durch keinerlei sittliche Verpflichtung mehr gebundenen Gefühls muß ja im höchsten Grade verderblich wirken, zumal in einer Zeit, in der ohnehin der Glaube an jede Autorität im Schwinden und die Sittenlosigkeit im Wachsen ist. Nach dem, was Sie mir da erzählt haben, könnte man fast versucht sein, am Verstande dieses Nietzsche zu zweifeln und ihn reif fürs Irrenhaus zu erklären."

In hohem Grade betroffen von dieser der Wirklichkeit so nahe kommenden Bemerkung starrte Erich sie an. Dann erwiderte er nachdenklich:

„Nietzsche ist längst dem Irrsinn verfallen. In geistiger Umnachtung verbringt er seine Tage im Irrenhause, als ein kindischer, weinender Greis."

„Ist das nicht ein neuer Beweis von dem Walten einer ausgleichenden, vernünftigen Weltordnung? Er,

der radikale Atheist, der frivole Gottesleugner, er muß die Hand des Allmächtigen in so furchtbarer Schwere auf seinem Haupte fühlen!“

Erich erwiderte nichts. Paulas Worte gaben ihm zu denken. Sinnend starrte er vor sich hin. Sie aber fuhr fort:

„Nun ist mir auf einmal alles klar, bis auf das eine, warum der Staat die Verbreitung der Schriften eines gemeingefährlichen Irrsinnigen nicht verbietet.“

„Verbotene Früchte schmecken gerade am süßesten.“

„Mag sein; aber wem die Gelegenheit zum Naschen fehlt“ —

„Der bleibt vor Übertretung bewahrt.“

So plauderten die beiden noch lange über alle möglichen und unmöglichen Dinge fort, wobei sie beide immer mehr gewahr wurden, daß sie sich gegenseitig durchaus verstanden. Eine unsichtbare Brücke verband ihre Seelen, und ein elektrischer Strom ging von Herzen zu Herzen.

Viertelstunde auf Viertelstunde verrann, ohne daß sie dessen gewahr wurden. Da schlug die Pariser Pendüle auf dem Kaminsims die fünfte Stunde. Gleichzeitig wurde draußen auf dem Vorsaal die scheltende Stimme des Geheimrats vernehmbar.

Erich fuhr in die Höhe. Zwei volle Stunden hatte er hier verplaudert!

Er empfand nicht die geringste Neigung jetzt mit dem Geheimrat eine steife Unterhaltung über allerhand gleichgültige Dinge zu führen. Auch wußte er, daß

die Speisestunde der Karch'schen Familie gekommen war. Deshalb erhob er sich, um sich zu empfehlen.

Paula versuchte nicht ihn zurückzuhalten. Auch ihr wäre es als eine Entweihung des soeben im Stillen geschlossenen Freundschaftsbundes erschienen, jetzt unter den Augen des Vaters sich mit dem neuem Freunde steif und förmlich wie mit einem Fremden unterhalten zu müssen.

„Wann sehen wir uns wieder," fragte sie mit ungesuchter Vertraulichkeit, indem sie sich gleichfalls erhob.

„Sobald, als Sie es gestatten."

„Also morgen. Zu gleicher Stunde, wenn es Ihnen paßt." Freundschaftlich reichte sie ihm die Hand.

Ein so warmer Strahl ihres seelenvollen Auges leuchtete ihm dabei entgegen, daß er, überwältigt von der Wärme seines Gefühls hastig die dargebotene Hand ergriff, um sie an die Lippen zu führen.

In diesem Augenblick trat der Geheimrat ein.

„Ach, mein lieber Herr Förster, wie ich mich freue, Sie wieder einmal bei uns zu sehen! Warum machen Sie sich denn neuerdings so rar? Wie? Nun wir Sie einmal hier haben, lassen wir sie auch nicht gleich wieder fort. Sie müssen mit uns speisen."

„Herr Geheimrat sind sehr gütig," stammelte Erich verwirrt durch diesen plötzlichen Ueberfall, aber —"

„Herr Förster war eben im Begriff sich zu verabschieden, Vater," sagte Paula fast gleichzeitig, um die Situation zu begründen, in welcher sie der Vater überrascht hatte.

„Daraus wird nichts, mein Bester! Sie speisen bei uns.“ Und ohne Erich auch nur Zeit zu einer Entgegnung zu lassen, fügte er hinzu: „Geh, Paulchen und ordne das Nötige an, wir wollen gleich zu Tische gehen.“ Und zu Erich gewandt, während Paula sich anschickte, seinem Wunsche Rechnung zu tragen:

„Ihre Aussichten sind gut, lieber Freund, ich habe heute den Minister gesprochen. Sr. Exzellenz wird sich Ihrer erinnern, verlassen Sie sich darauf.“

Erich wollte sich in Dankesbezeugungen ergehen. Der Geheimrat aber wehrte ab. Er ergriff seinen Gast am Arm und sagte freundlich:

„Kommen Sie nur, ich habe einen enormen Appetit.“

Das Mahl verlief unter ziemlich lebhaftem Geplauder zu dritt, da Frau von Karch wegen ihrer Migräne der Tafel fern blieb. Der Geheimrat war in selten guter Laune und erzählte allerlei Schwänke aus seiner Jugend und Anekdoten, die sich auf hohe Herren bezogen. Schließlich kam er auch auf Politik zu sprechen und ließ dabei seinem Abscheu vor der Socialdemokratie freiesten Lauf.

„Der Staat kann nur gesunden,“ so schloß er seinen Ausfall, „wenn dieses brandige Glied endlich energisch amputiert wird. Mit Stumpf und Stiel muß diese Sippschaft ausgerottet werden, eher ist an eine Besserung unserer Verhältnisse nicht zu denken.“

„Und wo nähme dann die Industrie ihre Arbeitskräfte her?“ fragte Paula mit leichtem Anfluge von Ironie.

„Meinetwegen aus Afrika," entgegnete der Geheimrat ärgerlich über den Einwand seiner Tochter.

„Es liegt doch aber sicherlich der sozialistischen Bewegung auch ein berechtigter Kern zu Grunde," wagte Erich ziemlich schüchtern zu bemerken.

„Ach was, berechtigter Kern! Das ist so ein beliebtes Schlagwort geworden, das aber gar nichts besagt und nur dazu dient, den Kerlen noch einen gewissen Glorienschein in den Augen der urteilslosen Menge zu verleihen. Berechtigter Kern! Wie kann von einem berechtigten Kern die Rede sein, wo es sich um revolutionäre Ideen handelt? Niederkartätschen sollte man die staatsfeindlichen Hallunken, anstatt mit ihnen zu paktieren! Und da wollen Sie noch von einem berechtigten Kerne reden!"

„Aber man kann es doch den Arbeitern schließlich nicht verdenken, wenn sie bestrebt sind, ihre doch wahrlich nicht gerade glänzende Lage thunlichst zu verbessern," wagte Erich einzuwerfen, was ihm einen warmen zustimmenden Blick seines Gegenübers eintrug.

„Stoßen sie auch in das Horn dieser verbohrten Kathedersozialisten?" rief Karch halb entrüstet und halb erstaunt aus. „Das sollte mir doch wahrhaftig leid thun."

„Soziale Reformen scheinen mir allerdings geboten. Wenigstens sollte meiner Ansicht nach der Staat alles thun, was in seinen Kräften steht, um berechtigten Anlaß zur Unzufriedenheit aus der Welt zu schaffen."

„Berechtigter Anlaß zur Unzufriedenheit! Was ist denn das? Geben Sie der Bande den kleinen Finger,

so wollen sie die ganze Hand nicht nur, sondern den Mann noch dazu! Als wenn eine allgemeine Zufriedenheit überhaupt jemals zu erreichen wäre! Das ist ja doch der tollste Blödsinn, so etwas überhaupt nur für möglich zu halten. Und der Staat, immer der Staat! Als wenn der Staat alles könnte! Der Staat ist zur Erhaltung der bestehenden Ordnung da, zu weiter nichts! Heutzutage aber möchte er jedem Faulpelz gebratene Tauben, fein säuberlich tranchiert auf dem Präsentierteller überreichen. Jeder unzufriedene Taugenichts ruft die Hilfe des Staates an, weil er selbst zu bequem oder zu dumm ist, sich selbst zu helfen. Staatssozialismus ist gleichbedeutend mit dem Ruin des Staates, das können Sie mir glauben."

Mit wahrem Ingrimm begann er nach diesen mit großer Lebhaftigkeit hervorgesprudelten Worten das gebratene Hühnchen auf seinem Teller zu bearbeiten, als ob es sich darum handelte, einem der verabscheuten Sozialdemokraten den Garaus zu machen.

„Aber," so mischte sich Paula jetzt wieder in das Gespräch, über eine so wichtige Frage kann man doch verschiedener Ansicht sein."

„Nein, kann man nicht!" rief der Geheimrat erregt, indem er vor Eifer Messer und Gabel beiseite warf. „Als vernünftiger Mensch wenigstens nicht."

„So kann es doch aber schließlich nicht weiter gehen, Herr Geheimrat," nahm Erich jetzt wieder das Wort. „Etwas muß doch am Ende zur Lösung der sozialen Frage geschehen."

„Allerdings muß es das, und je eher desto besser!

Ein strammes Ausnahmegesetz gegen die Umstürzler, das ist es, was uns not thut. Strafparagraphen, die unsere Richter in den Stand setzen, die Hetzer und Aufwiegler hinter Schloß und Riegel zu setzen, ehe sie uns das ganze Volk verführen. Ins Zuchthaus gehören die Kerle, zum mindesten in das Gefängnis!"

„Zuchthaus und Gefängnis, Herr Geheimrat, würden sie vermutlich weniger bessern als immer noch mehr verbittern gegen Staat und Gesellschaft, sodaß sie nach Wiedererlangung der Freiheit ihre staatsfeindliche Arbeit nur mit verdoppeltem Eifer wieder aufnehmen würden."

„Dann muß man sie eben in doppelte Fesseln schlagen! Nur keine kleinliche Furcht vor dem Gelichter! Die Zähne muß man ihnen zeigen, die Macht ihnen fühlen lassen. Das ist's was not thut."

„Ich für meinen Teil," warf Paula ein, „glaube überhaupt nicht recht an die bessernde Wirkung des Gefängnisses."

„Die ist auch gar nicht notwendig," entgegnete der Geheimrat voller Eifer. „Strafen soll es, das ist die Hauptsache, und abschrecken. Dazu ist es aber nötig, daß man die moderne Gefühlsduselei endlich fallen läßt und die Gefängnisse nicht zu Versorgungsanstalten macht, sondern zu dem, was sie vernünftigerweise sein müssen: zu Zucht- und Strafhäusern."

Erich verfärbte sich bei diesen Worten, und seine Stimme bebte leise, als er in sichtbarer Erregung erwiderte:

„Wenn der Herr Geheimrat wüßten, wie einem

unschuldig oder ungerechter Weise Verurteilten hinter den Mauern einer solchen Versorgungsanstalt zu Mute ist, dann würden Sie vermutlich doch etwas anders über die Sache urteilen."

„Ach pardon, ich vergaß im Eifer des Gespräches ganz, mit wem ich sprach. Aber wegen der paar Ausnahmefälle, in denen wirklich einmal der eine oder der andere unverdientermaßen sitzen muß, können wir doch unmöglich das ganze Gefängnis seinem eigentlichen Zwecke entziehen!"

„Ich glaube," mischte sich Paula wieder ein, „daß das Gefängnis gewiß schon so manchen verdorben hat, statt ihn zu bessern."

„Ganz gewiß, gnädiges Fräulein," stimmte Erich lebhaft bei, während er einen dankerfüllten Blick zu ihr hinübersandte. Und wenn es der Aufenthalt im Gefängnis nicht thut, so wird sich doch die Verderbnis häufig als Folgeerscheinung einstellen. Denn ein Sträfling, der, von den besten Vorsätzen beseelt, in das bürger-Leben zurücktritt, aber überall mit mißtrauischen, verächtlichen, ja feindseligen Blicken empfangen und zurückgestoßen wird, der wird nur zu leicht der Verbitterung und dem Hasse gegen die Gesellschaft anheimfallen, oder gar auf den Weg des Verbrechens getrieben werden."

Der Geheimrat wollte etwas erwidern, aber der Flügelknochen, den er gerade bearbeitete, verhinderte ihn daran. Statt seiner aber nahm Paula wieder das Wort:

„Man sollte doch von Staatswegen etwas dafür

thun, daß den entlassenen Strafgefangenen der Eintritt in das bürgerliche Leben einigermaßen erleichtert würde.“

Wiederum lohnte ein dankbarer Blick ihres Gegenübers diese ihre Bemerkung. Der Geheimrat aber ließ das Glas sinken, das er gerade an die Lippen zu führen im Begriffe war.

„Von Staatswegen!“ rief er ironisch aus, „da haben wir's wieder! Schließlich möchte der Staat noch um Verzeihung bitten, daß er die geehrten Herren Einbrecher überhaupt zu inkommodieren gewagt hat!“

Erich ignorierte diesen Ausruf und sagte, sich an Paula wendend, eifrig:

„Sie haben mir aus der Seele gesprochen, gnädiges Fräulein! Neben der Einführung einer Entschädigung für unschuldig Verurteilte scheint mir gerade die von Ihnen als wünschenswert bezeichnete Fürsorge von größter Wichtigkeit. Man sollte Asyle mit Arbeitsstätten errichten für solche, die aus dem Gefängnisse oder Zuchthaus entlassen, ohne Arbeit und Obdach jetzt dem Elend und der Verwahrlosung entgegengehen!“

Der Geheimrat setzte seine überlegenste Miene auf und sagte in dozierendem Tone:

„Hüten Sie sich vor einseitiger Philantropie, Herr Förster! Je härter eine Strafe ist, desto wirksamer ist sie. Ihre wohlgemeinte Einrichtung würde die Wirksamkeit der Strafe aber gerade mildern oder gar aufheben.“

„Einerlei, Vater! Der Unglücklichen soll man sich

erbarmen, gleichviel, ob sie unschuldig ins Elend geraten sind, oder nicht. Wenn ich Millionärin wäre, ein solches Asyl würde ich stiften!"

Ein warmer, verständnisinniger Blick zu Erich hinüber begleitete diese Worte.

„Das sähe meinem romantisch-überspannten Töchterchen ähnlich genug! Doch erst schaffe Dir lieber die Millionen, ehe Du über sie disponierst." (Mit einem vielsagenden Blick auf Paula.) — „Doch jetzt wollen wir Politik und Strafrechtspflege ruhen lassen und die Tafel aufheben. Ziehen Sie vor, eine Zigarre mit mir zu rauchen, oder meiner Tochter im Salon Gesellschaft zu leisten?"

„Beide Aussichten sind gewiß sehr verlockend für mich, Herr Geheimrat, aber leider rauche ich nie —"

„Also ziehen Sie die Gesellschaft meiner Tochter vor! Kann ich Ihnen auch gar nicht verdenken," fuhr er beschönigend fort, als er die flammende Röte auf Erichs Stirn gewahrte. „Jugend will Jugend haben, das griesgrämliche Alter taugt für sie nicht. Nun so entschuldigen Sie mich ein Viertelstündchen, mir ist die Zigarre nach Tisch ein unabweisbares Bedürfnis."

Nach diesen Worten zog er sich in sein Zimmer zurück, wohin ihn in Wahrheit die Aussicht auf das gewohnte Mittagsschläfchen weit stärker zog, als die Zigarre.

Die jungen Leute aber kehrten in das Empfangszimmer zurück.

Dort reichte Paula ihrem Gaste in stummer Teilnahme die Hand. Sie hatte das Bedürfnis, die Takt-

losigkeit ihres Vaters von vorhin wieder gut zu machen.

„Ich danke Ihnen,“ sagte Erich ergriffen, während er ihre Hand in der seinen hielt. „Ihr warmes Eintreten für die Bedrängten hat mir sehr wohlgethan.“

„Ich bin mit Ihnen überzeugt, daß Staat und Gesellschaft gar vieles gut zu machen haben, was sie an den niederen Schichten des Volkes im Laufe der Jahrhunderte verschuldet haben.“

„Vor allen Dingen sollte man der zunehmenden Brot- und Arbeitslosigkeit mit allen Kräften zu steuern suchen.“

„Und ein bedeutsamer Schritt auf diesem Wege würde die Errichtung der von Ihnen vorgeschlagenen Asyle für entlassene Sträflinge bilden.“

„Denen sich solche für Obdach- und Arbeitslose aller Art anzuschließen hätten.“

„Ach, wer doch die Mittel zur Verwirklichung solch schöner Projekte hätte!“

„Oder die Gelegenheit, seine Kräfte an die Lösung einer solchen Aufgabe zu setzen. Mein ganzes Können möchte ich in den Dienst einer solchen Idee stellen!“

Und während er sich in diesen Wunsch versenkte, stieg auch bereits ein großartiger Plan für ein solches Asyl in seinem Geiste auf. In großen Zügen entwickelte er Paula seine Ideen, denen diese begeistert zustimmte.

Noch längere Zeit tauschten sie ihre menschenfreundlichen und weltverbessernden Ideen aus, wobei

sie sich immer mehr zu einander hingezogen fühlten. Als wahrhaft gute Freunde trennten sie sich, ohne daß Erich das Wiedererscheinen des Geheimrats abgewartet hatte. Er wollte sich die Erinnerung an diese unvergleichlich schöne Stunde durch nichts trüben lassen.

Ein glaubhafter Vorwand für seinen vorzeitigen Rückzug war bald gefunden, und mit innigem Händedruck verabschiedete er sich von dem angebeteten Mädchen. Und ihre Augen sprachen dabei eine so lebhafte Sprache, daß es keiner ergänzenden Worte mehr bedurft hätte: sie fühlten beide, daß sie zu einander gehörten, daß ihre Herzen untrennbar mit einander verbunden waren.

„Auf Wiedersehn," sagte Paula, ohne ihm die Hand zu entziehen, die er viel länger, als Höflichkeit und Sitte es erforderten, in der seinen behielt.

„Auf morgen," flüsterte er zurück.

Dann preßte er seine Lippen auf ihre weiche, warme Hand und stürmte, das Herz von Glück und Wonne geschwellt, davon.

X.

David von Breslauers Ungeduld wuchs mit jedem Tage. Er verzehrte sich schier in dem brennenden Verlangen nach dem Besitz des heißbegehrten Mädchens. Er hatte es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, sie zu erringen, und je weiter er sich von diesem seinem Ziele entfernt sah, um so glühender wurde sein Verlangen. In seinem ganzen Leben war er noch nicht so wahnsinnig verliebt gewesen. Er verwünschte sich selbst unzählige Male, daß er auf den albernen Plan des zungengewandten Schwätzers, dieses Arnheim, eingegangen war. Was sollte diese thörichte Komödie mit dem Heilmittel? Warum einem so langsam und unsicher wirkenden Mittel sich anvertrauen, wenn man die Macht in den Händen hatte? Es war Thorheit, daß er sich zu diesem romanhaften Blödsinn hatte verleiten lassen, Thorheit, daß er sein Versprechen gegeben, sich solange zu gedulden. Doch vier Wochen waren ja schließlich keine Ewigkeit und solange mußte er sich nun eben gedulden.

Je näher aber der Termin heranrückte, um so unge=

duldiger ward er. Er entschloß sich daher, seinem ungeduldigen Harren endlich ein Ende zu machen. Zum wenigsten wollte er wissen, wie denn die Sache eigentlich stünde, ob wirklich eine Aussicht auf Erfolg vorhanden wäre. Er wollte handeln, handeln und nicht müßiger Zuschauer sein, wie womöglich ein anderer sich in Paulas Herz zu schleichen verstände, dessen Pforten ihm so unbarmherzig verschlossen blieben. Ja, handeln mußte er. Sein Zwangsmittel war ja stark genug, um selbst den hartnäckigsten Widerstand zu brechen!

Er ließ anspannen und fuhr zu Arnheim.

Dieser empfing ihn mit gewohnter Unterwürfigkeit. Wie, der Herr Baron wollte von der getroffenen Vereinbarung zurücktreten? Jetzt, wo alles im schönsten Geleise war? Das würde ja sein größter Schade sein und ihn sicherlich bald gereuen. Nein, das dürfe er nicht, denn sein — Arnheims — Mittel sei unfehlbar. Die schöne Spröde habe ja bereits Feuer gefangen! Soeben sei sein Mittelsmann, der selbst die kühnsten Erwartungen inbezug auf seine Brauchbarkeit noch übertroffen hätte, wieder einmal zu Karchs gegangen und zwar auf die dringendste Aufforderung der schönen Paula hin! Es sei das schon gewiß der achte Besuch, den Förster in der kurzen Zeit dort gemacht habe, (auf ein viertel Dutzend mehr kam es dem Aufschneider nicht an), das spreche doch gewiß am deutlichsten für den guten Fortgang der Sache. Das romantische Fräulein sei schon ganz Feuer und Flamme für den heldenhaften Jüngling. Über alles Erwarten schnell und zu aller Zufriedenhenheit würde sich die Sache

abwickeln. Der Herr Baron solle um Gotteswillen nicht den so sichern Erfolg durch übereiltes Eingreifen in Frage stellen.

In des Freiherrn Inneren tobte ein gewaltiger Kampf. Eine verzehrende Eifersucht gegen den anscheinend glücklicheren Nebenbuhler hatte sich seiner bei des Agenten Erzählung bemächtigt, und der Gedanke, das Objekt seiner glühenden Begierde ohne weiteres den Bewerbungen dieses jungen Märtyrers überlassen zu sollen, versetzte ihn fast in Raserei. Aber auf der andern Seite hielt ihn die Aussicht, durch seines schlauen Helfershelfers List trotz Erich, oder vielmehr gerade dank diesem, dennoch baldigst in den Besitz der so heiß Ersehnten zu gelangen, von vorschnellem Handeln zurück. Dieser Arnheim trug eine so feste Zuversichtlichkeit zur Schau, daß es wohl am besten war, sich auch fernerhin seiner Leitung zu überlassen.

Dennoch brachte er es nicht über sich, sich so ohne weiteres seiner bessern Einsicht zu unterwerfen. Die Eifersucht, die in seinem Busen brannte, war stärker als seine Vernunft.

„Nein, Arnheim, warten kann und will ich nicht länger! Ich muß Thaten sehen! Die Wechsel mögen für mich sprechen! Ich ertrage es nicht, die Geliebte in den Banden dieses grünen Jungen zu wissen! Wer weiß bis zu welchem verrückten Schritte die Liebe sie noch treiben würde! Sie wäre am Ende imstande mit dem Burschen durchzugehen! Arnheim, Mensch, wenn ich zu spät käme —“

Dieser bloße Gedanke versetzte ihn in eine solche

Aufregung, daß ihm die Worte im Halse stecken blieben. Die Augen quollen ihm noch mehr aus den Höhlen, und seine fleischigen Hände fuchtelten in der Luft herum.

Arnheim sah ein, daß gegen eine derartige Leidenschaftlichkeit nichts zu machen sei. Lange würde sich dieser Wahnwitzige sicher nicht mehr hinhalten lassen. Er gab deshalb notgedrungen nach und sagte nach kurzem Bedenken, indem er das feiste Unterkinn nach vorn strich:

„Wenn Sie das natürliche Ende denn durchaus nicht abwarten können, nun denn meinetwegen, so gehen Sie mit Ihrer Klage vor. Aber lassen Sie uns wenigstens kooperieren. Doppelt genäht hält fester. Erst muß ich meinen letzten und schärfsten Pfeil abgesandt haben, ehe sie losschießen. Ich hätte gern noch einige Tage damit gewartet, bis der Liebesstachel genügend tief in das Herz der spröden Schönen eingedrungen wäre, aber da Sie durchaus nicht mehr warten wollen, so will ich denn ins drei Teufels Namen morgen die fingierte Verlobungsanzeige des jungen Mannes abschicken. Sie liegt schon in meinem Pulte bereit."

„Bravo, Arnheim, bravo! Das nenne ich vernünftig gesprochen. Also losgeschossen, heute, sogleich! Morgen früh rücke ich dann mit dem groben Geschütz auf den Kampfplatz."

„Um Gottes willen nicht zu vorschnell, Herr Baron! Das Gift muß doch die nötige Zeit haben zu wirken! Achtundvierzig Stunden sind der allergeringste Zeit-

raum, der zwischen den beiden Schlägen liegen muß, der allergeringste! Bedenken Sie doch, wie leicht man den Zusammenhang sonst durchschauen könnte, und alles wäre verloren! Morgen erhält sie doch erst die Anzeige, also vor Donnerstag Abend dürfen Sie nichts unternehmen, solange müssen Sie sich gedulden!"

„Abermals drei Tage warten?! Drei volle Tage! Arnheim, Sie wissen nicht was Sie da verlangen! Muß es wirklich sein?"

„Ja, es muß, Herr Baron, unbedingt."

„Nun, dann meinetwegen. Bis Donnerstag warte ich, aber keinen Tag länger. Dann reiche ich die Klage ein, und gleichzeitig mag mein Rechtsanwalt dem Geheimrat Mitteilung davon machen. Ich denke, er wird sich dann beeilen, mich zur Zurückziehung der Klage zu veranlassen. Wie dies geschehen kann, weiß er ja! Jetzt geben Sie mir die Wechsel, ich werde sie gleich mitnehmen." — Er wollte die Waffe wenigstens in der Hand fühlen, mit der er seine Gegner niederzuschmettern gedachte.

Dem Agenten kam dieses Verlangen unerwünscht genug. Der Baron in seiner rasenden Eifersucht wäre imstande seinem Versprechen zum Trotz, ihm das Spiel durch Voreiligkeit zu verderben. Aber was sollte er thun? Er konnte ihm doch sein Eigentum nicht vorenthalten. Eben ging er an sein Pult, um die Scheine herauszunehmen, als Breslauer den Wunsch äußerte, das wunderwirkende Medium, diesen Förster, einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Nichts sei leichter als dies, meinte Arnheim. Er

wolle die Schuldscheine dem Baron durch seinen Gehülfen übersenden und diesem einschärfen, die Papiere nur dem Herrn Baron persönlich zu übergeben. So könne er ihn sich in Ruhe ansehen, ohne daß es dem jungen Manne weiter auffallen werde.

Dies war dem Baron recht und er bestimmte, daß Förster am nächsten Morgen bereits ihm die Wechsel überbringen solle. Dann entfernte er sich ein wenig erleichtert. Sah er doch nun wenigstens das Ende seines Harrens mit Bestimmtheit voraus. —

„Hier, lieber Förster, diese Papiere überbringen Sie doch einmal dem Herrn Baron von Breslauer, Tiergartenstraße 5. Aber persönlich übergeben, Wert vierzigtausend Mark!" Mit dieser Weisung übergab Arnheim am andern Morgen seinem Gehülfen die Karch'schen Wechsel, die in einem Briefumschlage eingesiegelt waren, nebst einem besonderen Begleitschreiben.

Erich wunderte sich über die Höhe der Wertsumme, die ihm für die Geschäftsart Arnheims ungeheuer hoch erschien. Doch er konnte ja nicht wissen, um was es sich handelte, und so führte er ohne längeres Kopfzerbrechen seinen Auftrag der ihm zuteilgewordenen Weisung gemäß aus.

Breslauer saß scheinbar arbeitend an dem prächtigen Schreibtisch von geschnitztem Eichenholze in seinem sogenannten Arbeitszimmer, als Erich eintrat. Er that als ob er dessen Eintritt gar nicht bemerkte und ganz in seine Arbeit vertieft wäre.

Erich wartete bescheiden an der Thür auf eine Anrede. Einstweilen hatte er Muße genug die pracht-

volle Einrichtung des Zimmers zu mustern. Dieselbe zeugte mehr vom Reichtume als vom guten Geschmacke des Hausherrn. Die Portieren von schwerer indischer Seide, wie die dicken Smyrnateppiche waren kostbar und gediegen, die reich geschnitzten Eichenmöbel waren Meisterstücke des modernen Kunstgewerbes, Gemälde, Vasen und Statuetten ließen nichts zu wünschen übrig. Aber die Einrichtung verriet überall die schablonenmäßige Anordnung des Dekorateurs, nirgends dagegen das Vorhandensein eines individuellen Geschmacksinnes. Reich und prächtig, aber kalt und ungemütlich erschien das Ganze dem unbefangenen Beobachter.

Endlich geruhte der Hausherr sich des Wartenden zu erinnern. Er that sehr erstaunt über Erichs Verlangen, ihn persönlich sprechen zu wollen.

„Was wollen Sie eigentlich von mir?“ fragte er in hochnäsigem Tone, ohne von seiner scheinbaren Arbeit aufzusehen.

Erich näherte sich dem Schreibtische.

„Ich habe dem Herrn Baron diese Schriftstücke im Auftrage des Herrn Arnheim zu überbringen,“ sagte er höflich und bescheiden. „Ich habe die Weisung, dieselben dem Herrn Baron persönlich auszuhändigen.“

Während Erich so sein Erscheinen begründete, unterzog ihn Breslauer einer genauen Musterung. Ein spöttisches Lächeln umspielte seine wulstigen Lippen. Dieser simple Patron mit seinem Milch- und Blutgesicht sollte seine Millionen aus dem Felde schlagen? Lächerlich! — Und dennoch hatten diese Millionen bei der so heiß Begehrten ihre Wirkung gänzlich verfehlt, zum ersten Male in

seinem Leben. Und schließlich war der junge Bursch' doch ein ganz hübscher Kerl, das war nicht zu leugnen! Dazu die häufigen Besuche dieses Menschen im Karch'schen Hause — die Sache war doch am Ende gar nicht so ganz ungefährlich!

Das überlegen spöttische Lächeln war bei diesen Erwägungen allmählich dem Ausdruck eines verbissenen Ingrimms gewichen, und ein boshaft feindseliger Blick traf den schmucken Boten, als der Baron endlich das Schreiben des Agenten erbrach.

„Ach so," sagte er wie unwillkürlich, als er den Brief überflogen hatte, „die fälligen Wechsel des Geheimrats von Karch."

Ein lauernder Blick, der in scharfem Gegensatze zu dem gleichgültigen Tone seiner Worte stand, traf bei dieser Bemerkung Erich, auf dessen offenen Zügen Schreck und Staunen zu lesen war. Es fehlte nicht viel und ein Ausruf des Staunens wäre ihm entfahren. Der Geheimrat von Karch sollte Schulden haben in der Höhe von vierzigtausend Mark? Das war ja kaum denkbar!

Breslauer nahm mit Befriedigung den Eindruck wahr, den seine Worte auf Erich hervorbrachten, und ein hämisches Lächeln spielte um seine Mundwinkel.

„Der arme Karch," fuhr er wie im Selbstgespräch vor sich hinblickend fort, „es wird ihm verteufelt schwer ankommen, die Wechsel zu bezahlen, aber noch länger kann ich ihm unmöglich Gestundung bewilligen. Alles hat doch schließlich seine Grenzen!" Er hielt es für gut, dem jugendlichen Liebhaber bei Zeiten klar zu

machen, daß von einer guten Partie bei Paula von Karch keine Rede sein könne. Vielleicht würde das ihn veranlassen, schleunigst seinen Rückzug anzutreten.

„Darf ich um eine Empfangsbescheinigung bitten, Herr Baron?“ bat Erich, der es nicht erwarten konnte, dem ihm höchst unsympathischen Menschen den Rücken zu kehren.

„Ach so, Sie sind noch hier! Ich hatte Ihre Anwesenheit ganz vergessen. Diskretion, junger Mann, Sie dürfen nichts gehört haben. Geschäftsgeheimnis! Verstanden? — Hier haben Sie meine Karte, die genügt als Empfangsbestätigung.“ Mit wegwerfender Geberde schob er bei diesen Worten Erich gleichzeitig mit der Visitenkarte ein Fünfmarkstück zu und sagte dabei:

„Dies für Ihre Bemühung, junger Mann, und — Diskretion.“

Erich wurde dunkelrot.

„Ich bin kein Dienstmann, Herr Baron,“ sagte er, das Geldstück unwillig zurückschiebend.

„Kein Dienstmann? Aber doch wohl der Bedienstete des Herrn Arnheim, nicht wahr? Da sind Sie freilich was Rechtes! Kolossaler Ehrenposten! — Ich sollte doch denken, wer sich seine Kupplerdienste bezahlen läßt, der könnte auch ein anständiges Trinkgeld —“

Weiter kam er nicht in seiner Rede. Erich, dem das Blut in heißen Wellen zum Herzen drang, war nahe daran alle Selbstbeherrschung zu verlieren. Der Zorn übermannte ihn wieder einmal. Mit hervor-

tretenden Augen, kreidebleich, die geballten Fäuste drohend erhoben, so trat er dicht an den jetzt ebenfalls erbleichenden Freiherrn heran.

„Herr Baron," knirschte er, „was soll das heißen? Was wollen Sie mit den Kupplerdiensten sagen?"

Dem Hausherrn wurde unbehaglich zu Mute. Mit ängstlichen Blicken verfolgte er jede Bewegung seines Gastes. Er wollte sich erheben um nach der Thür zu eilen, wo der Knopf der elektrischen Klingel angebracht war. Erich aber erriet diese Absicht und drückte ihn mit eisernem Griff auf seinen Stuhl zurück.

„Keinen Schritt, mein Herr, bis Sie mir die verlangte Aufklärung gegeben haben! — Was wollten Sie mit den Kupplerdiensten sagen?" Immer drohender wurde der Klang seiner Stimme.

Der kleine David zitterte vor Angst. Scheu und furchtsam blickte er zu seinem Herausforderer auf.

„Aber", stammelte er endlich, „das ist doch klar. — Sie müssen doch wissen — Sie essen doch sein Brot."

„Ich esse Arnheims Brot für die Büreauarbeiten, die ich ihm leiste. Wenn es auch nicht all zu viel ist, was ich dafür thue, so ist es doch ehrliche Arbeit. Was also meinten Sie vorhin mit den geleisteten Kupplerdiensten?"

Mit eisernem Griff umklammerten jetzt Erichs Hände die Schultern der zitternden Jammergestalt.

„Nun — aber — Ihre Besuche — bei Karchs —"

„Was haben diese mit Ihren niederträchtigen Ver-

leumdungen zu thun?“ Ein furchtbarer Verdacht begann in Erichs Seele zu dämmern.

„Ja, wissen Sie denn wirklich nicht, daß das alles eine abgekartete Sache ist, daß Sie nur dazu bestimmt waren, die Augen der schönen Paula auf sich zu lenken?“

Vor Erichs Augen begannen die Gegenstände des Zimmers zu tanzen, seine Muskeln erschlafften, und unwillkürlich ließ er sein Opfer los. Wie aus düsterm Traume erwachend rieb er sich die Stirn, dann stammelte er tonlos:

„Und wozu das?“

Breslauers Angst machte sogleich einem hämischen Wohlbehagen Platz. Dieser aufs tiefste verwundete Jüngling war nicht mehr zu fürchten. Er fand ein wahres Behagen darin, den wahrhaft erschütterten jungen Mann weiter zu quälen.

„Wozu?“ fragte er spöttisch. „Um das eigensinnige Fräulein ins Herz zu treffen, um sie klein zu kriegen und ihren thörichten Eigensinn zu brechen! Mit einem Wort, um sie *mir* in die Arme zu treiben. Begreifen Sie nun?“

„Schurke!“ schrie Erich wütend und wollte sich, seiner Sinne nicht mehr mächtig, auf den hämischen Gesellen stürzen. Doch dieser hatte sich vorsichtigerweise hinter einen mächtigen Lehnstuhl zurückgezogen, da er dem cholerischen jungen Manne nicht traute. Durch diesen Schild gedeckt, erreichte er schnell die Klingel, deren Knopf er verzweifelt drückte.

Dies brachte Erich wieder zur Besinnung. „Er ist zu erbärmlich, um mich an ihm zu vergreifen,“ sagte

er sich. Und noch ehe der herbeistürzende Diener begriffen hatte, was er zu thun habe, verließ Fritz wankenden Schrittes und zitternd vor Erregung das prunkvolle Gemach, ohne den Elenden eines weiteren Blickes zu würdigen.

XI.

Zweck- und ziellos rannte Erich in den Straßen umher. Er kam sich vor wie in einem wüsten Fiebertraume. Nicht imstande, einen klaren Gedanken zu fassen, drängte sich nur das eine, das schreckliche eine seinen Gedanken auf: er hatte sich zum Werkzeuge der niedrigsten Schurkerei mißbrauchen lassen, und sein Verkehr im Karch'schen Hause war fernerhin unmöglich! Nie konnte er der Geliebten mehr vor Augen treten, sie war für ihn verloren! —

Daß es auch so erbärmliche Wichte unter den Menschen geben konnte! Dieser Breslauer vor allen, der sich nicht entblödete, mit den schuftigsten Mitteln sich einen Preis erlisten zu wollen, den er in seiner Jämmerlichkeit nicht selbst zu erringen vermochte! Und dann jener Erzschuft, der Arnheim! Mit heuchlerischer Freundlichkeit, unter der Maske des Mitleids, hatte er ihn in sein Haus gelockt, und unter dem Vorwande, für seine Zukunft sorgen zu wollen, ihn in das Karch'sche Haus gebracht. O, über solche Gemeinheit! —

Was konnte man aber auch von einem Menschen erwarten, nach dessen Überzeugung alles erlaubt war, der nur das eine Ziel, den eigenen Vorteil als erstrebenswert betrachtete? Da sah man recht, wohin man mit diesen Nietzsche'schen Tendenzen gelangen mußte. Sie, die Geliebte, hatte dies gleich empfunden.

Wie hatte er sich von diesen tönenden Phrasen auch nur eine einzige Stunde blenden lassen können! Pfui über diesen unmoralischen Atheisten! Für einen Arnheim mochten Nietzsches Theorien passen, für einen ehrlichen Christen nicht!

Was sollte er nun beginnen? Zu Arnheim zurückkehren? Das erschien ihm jetzt ganz unmöglich. Aber er hatte sich kontraktlich auf zwei Monate verpflichtet. Er war also in dieses Schurken Hand, durch eigene Schuld! Und alles, was er auf dem Leibe trug, gehörte diesem Teufel! Unterschlagung wäre es, wenn er sich auf und davon machte, und Wort- und Kontraktbruch zugleich! Er mußte zurückkehren in das Haus des Elenden, er mochte sich sträuben so viel er wollte. Aber die Wahrheit wollte er dem Schufte geigen in einer Tonart, daß dieser ihn selbst zur Thür hinauswerfen würde. Dann wollte er arbeiten wie ein Pferd, um in kürzester Frist soviel zu verdienen, daß er die erhaltenen Vorschüsse zurückerstatten könnte. Nur diesem Menschen um alles in der Welt nichts schulden!

Aber freilich, mit dem Arbeiten war es so eine Sache, er wußte ja zur Genüge, wie schwer es war, Arbeit zu erhalten! Aber diesmal mußte es gelingen,

es galt ja einen höheren Zweck, als den des Lebensunterhaltes!

Und Paula?

Gestern erst war ihm die selige Gewißheit geworden, daß er ihr nicht gleichgültig war. Der warme Strahl ihrer wunderbaren Augen und der innige Druck ihrer Hand beim Abschiede hatten es ihm verraten. Er konnte nicht mehr daran zweifeln, daß sie ihn liebte, er wußte es vielmehr mit beseligender Gewißheit. Wonnetrunken war er durch die belebtesten Straßen getaumelt, ohne zu sehen und zu hören, was um ihn herum vorging. Er war in einer Stimmung, in der er allen Menschen hätte um den Hals fallen mögen, in der er irgend eine gute That hätte thun, jemanden so recht, recht glücklich machen mögen. Er bedurfte eines Ventils für die überquellende Wonne, die ihm die Brust zu sprengen drohte.

Und heute?

Wiederum taumelte er durch die belebtesten Straßen Berlins, wiederum achtete er weder auf den Weg, den er nahm, noch auf seine Umgebung, doch in welch anderer Stimmung befand er sich heute! Gestern noch „Himmelhochjauchzend", heute „zum Tode betrübt"! Vorbei die göttlichen Träume, vorbei für immer! Paula von Karch konnte ja nimmer die Seine werden!

Dieser Gedanke gab seinen Grübeleien endlich eine bestimmtere Richtung. Er mußte die Geliebte schützen vor diesem schuftigen Baron. Er mußte es verhindern um jeden Preis, daß sie dem wüsten Schlemmer in die Arme getrieben wurde. Wenn sie auch für ihn

verloren war, jenem Erbärmlichen sollte sie wenigstens nicht geopfert werden! — Daß sie freiwillig diesem Menschen die Hand reichen würde, war ja völlig ausgeschlossen, aber man könnte sie vielleicht zwingen. Allerdings sah dieses charakterfeste Mädchen nicht aus, als ob sie sich zu einem solchen Schritte würde zwingen lassen. Und ihr Vater, der edelmütige Herr von Karch, würde der daran denken — ach es war ja ganz undenkbar! — Aber die Wechsel, die fälligen Wechsel! Vierzigtausend Mark waren kein Pappenstiel, und er entsann sich, von Arnheim gehört zu haben, daß der Geheimrat nicht nur vermögenslos sei, sondern sich auch öfters in Geldverlegenheit befinde. Wie, wenn er sich nun seine Schuldenfreiheit mit dem Glück seiner Tochter erkaufen würde? — Aber eines solchen Schrittes war dieser Ehrenmann doch sicher nicht fähig! — Und dennoch, vierzigtausend Mark! Not bricht Eisen, wie man zu sagen pflegt, und was wußte er denn schließlich von den Gesinnungen und Charaktereigenschaften des Geheimrats? Konnte sein väterlich freundliches Entgegenkommen, seine fast auffällige Herzlichkeit gegen den ihm gänzlich fremden Menschen, nicht auch zweck- und zielbewußte Heuchelei gewesen sein? Konnte der Geheimrat denn nicht der dritte in jenem edlen Bunde sein? — Welch ein toller Gedanke! Abscheulich! Aber wem sollte er noch trauen nach den Erfahrungen der letzten Stunde?

Er mußte festzustellen suchen, wie das mit dem Geheimrat stand, ob er wirklich einer solchen Schurkerei fähig wäre. Es konnte ja nicht sein! Der Vater

seine eigene Tochter ins Elend jagen, nach einem wohlangelegten Plane, und noch dazu eine solche Tochter! Es war ja Wahnsinn, an so etwas nur zu denken! —

Aber Gewißheit wollte er sich doch verschaffen; dieses abscheuliche Mißtrauen, das nun einmal in ihm aufgestiegen war, das wollte er auf immer beseitigen. Das war er seinem edlen Gönner und dem Vater seiner Paula schuldig. Deshalb wollte er seinen Zorn und seinen Widerwillen gegen Arnheim unterdrücken, bis er durch ihn volle Klarheit erlangt haben würde. Die ganze Sache war ihm ohnehin so rätselhaft. Denn was konnten jene beiden dadurch gewinnen, daß er der Geliebten Sinne auf sich lenkte?

Da kamen ihm plötzlich wieder die längst vergessenen Worte des Vermittlers in den Sinn, mit denen dieser ihm einst die ausgeschriebene Stelle geschildert hatte: „Man muß ihnen ein Schaugericht vorsetzen, eine Strohpuppe.“

Wie hatte er nur diese abscheulichen Worte so gänzlich aus seinem Gedächtnisse verbannen können? — Schon einmal war der Verdacht in ihm aufgestiegen, daß er dem Erzschelm, dem Arnheim nur als Strohpuppe im Karch'schen Hause dienen sollte, aber leichtsinnig hatte er diesen nur allzu gerechtfertigten Verdacht von sich gewiesen. Jetzt aber war es zweifellos, daß jener Verdacht begründet war. Er hatte thatsächlich sich als Strohpuppe mißbrauchen lassen! Hatte doch Breslauer ihm selbst ins Gesicht gesagt, daß er nur Paula ihm in die Arme treiben sollte!

Aber wie das?

Ihre Aufmerksamkeit hatte er auf sich lenken, ihre Liebe erringen sollen, damit sie dann in der Verzweiflung einer hoffnungslosen Liebe den Bewerbungen Breslauers nicht länger widerstehen sollte. Zweifellos, so und nicht anders lautete der Plan dieser niederträchtigen Gesellen. — Welche Schändlichkeit! Welche Schmach!

Nach stundenlangem Umherirren hatte er sich endlich soweit beruhigt, daß er den Heimweg antreten konnte, ohne befürchten zu müssen, sich durch den Anblick des verhaßten Menschen, seines Brotherrn, aus der Rolle reißen zu lassen.

„Alle Wetter, wo bleiben Sie denn so lange?“ Mit diesen Worten empfing ihn der Agent. „Ich habe mir schon alle möglichen Gedanken gemacht!“

„Der Baron war nicht zu Hause, als ich in sein Haus kam, und da ich nicht unverrichteter Sache zurückkehren wollte —“

„So haben Sie ihn erwartet. Recht so, lieber Förster, recht so! Nie durch äußere Umstände sich von der Verfolgung des gesteckten Zieles abhalten lassen! Immer aufs Ziel los!“

Erich war nahe daran, aus seiner Rolle zu fallen. Dieser Mensch erfrechte sich, ihm eine Predigt über Pflichterfüllung zu halten! Doch er besann sich noch rechtzeitig und drängte seinen Zorn zurück. Vergeblich suchte er nach einem möglichst unverfänglichen Übergang, um seinem Ziele näher zu kommen. Doch der geschwätzige Agent kam ihm selbst zu Hülfe:

„Sie haben den Baron selbst gesprochen, ja?

Welchen Eindruck hat er auf Sie gemacht? Wie gefällt er Ihnen?"

„Das ist eine Gewissensfrage," suchte Erich auszuweichen.

„Nun ja, sein Aeußeres ist nicht gerade sehr bestechend, und auch in seinem Wesen hat er so manches Abstoßende, gewiß; aber im Grunde ist er so übel nicht. Was wollen Sie, ein vielfacher Millionär braucht doch nicht zu sein wie ein gewöhnlicher Sterblicher. Ein bißchen Protzentum muß man ihm schon nachsehen. Das Geld ist eben eine Macht heutzutage!"

„Gewiß, eine ungeheure Macht! — Was wird aber der Geheimrat zu der Sache sagen?"

„Wie, Sie wissen?" platzte Arnheim heraus. „So hat er Sie eingeweiht?"

„Vollkommen." Noch nie hatte Erich mit solch ruhiger Sicherheit zu lügen vermocht.

„Und was sagen Sie zu der Geschichte?" Lauernd beobachtete er dabei die Mienen seines Gehilfen.

„Was soll ich dazu sagen? Der Plan ist gewiß ganz gut und wenn es ihm gelingt —" Weiter wagte Erich nichts zu sagen, aus Furcht seine Unkenntnis zu verraten.

„Nun, das liegt ja doch ganz in Ihrer Hand."

Erich konnte seine Aufregung kaum mehr bemeistern. In seine Hand sollte das Gelingen oder Mißlingen der schändlichen Intriguen der beiden Schufte gelegt sein? Dann wehe ihnen! Gut, daß Arnheim mit Eifer seine kurzen Nägel beknabberte, sonst müßte er

Erichs Aufregung bemerkt haben. So aber fuhr er ruhig fort:

„Da Sie die Sache so vernünftig auffassen und Ihre thörichten Moralskrupel von ehedem über Bord geworfen zu haben scheinen, so kann ich ja ganz offen mit Ihnen reden. Apropos,“ unterbrach er sich plötzlich und blickte zu Erich auf, „hat der Baron Sie bezahlt für Ihre guten Dienste?“

„Für meine guten Dienste?“ entfuhr es dem verblüfften Erich. Doch rechtzeitig noch bemerkte er seinen Fehler und mit fast unverschämter Sicherheit fuhr er fort: „Natürlich hat er mich bezahlt, und das ordentlich. Das hätte ich mir aber auch ausbitten wollen!“

„Bravo, Försterchen, bravo! So sind Sie mein Mann! Ich gratuliere zum modernen Menschen. Jetzt werden Sie es auch zu etwas bringen, da ist mir gar nicht bange. O Sie Schlauberger“ — dabei gab er ihm einen vertraulichen Stoß in die linke Seite — „in meinen Diensten handeln Sie und von dem andern lassen Sie sich's bezahlen. So ist es recht, so kommt man vorwärts. Arnheim'sche Schule, ha, ha, ha. Immer zugreifen, wo es etwas zuzugreifen giebt, das ist das Grundprinzip der Arnheimschen Schule. So ganz schlecht ist diese Schule wohl doch nicht, was?“

„Ganz im Gegenteil, ausgezeichnet!“ Am liebsten hätte er ihm ins Gesicht geschlagen. Wie widerte ihn die ganze Komödie an!

„Freut mich zu hören, grinste der Agent, indem er mit verdoppeltem Eifer seine Nägel mit den Zähnen

bearbeitete, „ein bißchen Anerkennung thut so wohl. Also Sie wissen alles? Immer noch etwas argwöhnisch, lauernd.

„Alles. Warum auch nicht?"

„Und was denken Sie vom Geheimrat?"

Jetzt wurde es kritisch. Ein einziges unbedachtes Wort konnte den ganzen bisher errungenen Vorteil zu nichte machen. Er besann sich einen Augenblick, dann sagte er wie nachdenklich:

„Ja, der Geheimrat."

„Ach was," platzte Arnheim, sogleich wieder in seinen Redeeifer fallend heraus, „von dem ist doch wirklich nichts zu fürchten. Da er nun einmal auf die Sache eingegangen ist, so kann er auch nicht mehr zurück. Und wenn er es wollte, nun, so werden ihn die Wechsel daran hindern. Da ist das Mädel schon viel mehr zu fürchten. Doch dafür haben wir ja Sie. Sie sind doch ihrer Neigung gewiß?"

Das Blut strömte dem jungen Manne jäh zum Herzen, er glaubte es müsse ihm zerspringen. Ueber seine heiligsten Gefühle sollte er diesem Hallunken Aufschluß geben, sein süßes Geheimnis ihm preisgeben? Doch verraten durfte er sich nicht, um keinen Preis. Mit äußerster Energie bezwang er sich noch einmal und mit gezwungenem Lachen erwiderte er:

„Na, man ist doch nicht von Pappe! Freilich wird sie sich schwer fügen."

Ein Glück für Erich, daß Arnheim sein Mißtrauen schon wieder überwunden hatte und daß der Eifer, mit welchem er der Verkürzung seiner schon ohnehin un-

glaublich kurzen Nägel oblag, ihn verhinderte, sein Gegenüber zu beobachten. Er hätte sonst den jähen Farbenwechsel auf Erichs Gesicht und das nervöse Zucken seiner Lippen bemerken müssen.

„Wird sich schon fügen!“ hohnlächelte der Agent. „Glauben Sie mir, Förster“, fuhr er selbstbewußt fort, „ich kenne die Weiber. Wenn der Geheimrat ihr vorstellen wird, wie diese Heirat seine letzte Rettung ist, wie er von seiner Tochter diese Rettung erwartet, um nicht Ehre, Stellung, alles zu verlieren, dann wird sie in ihrem Liebeskummer, in ihrem Rachedurst in ihrer Gleichgültigkeit gegen die Zukunft sich sicherlich nicht länger sträuben. Wenn nur der Boden genügend gelockert ist, das heißt, wenn Ihre Untreue ihr wirklich so nahe geht, wie wir hoffen, dann wird sie sicherlich gefügig wie ein Lämmchen sein.“

Es ist unmöglich zu beschreiben, was in der Seele des unglücklichen jungen Mannes während dieses Ergusses des cynischen Menschen vorging. Am liebsten hätte er den Erbärmlichen zu Boden geschlagen. Nur der Gedanke an sie, die Geliebte, hielt ihn davon zurück. Denn es gab Wichtigeres für ihn zu thun, sie mußte er schützen vor diesen lauernden Feinden, befreien mußte er sie aus ihren Netzen. Und wie ein Blitz durchzuckte ihn der Gedanke: „Die Wechsel muß ich in meine Gewalt bringen, um jeden Preis, dann ist sie gerettet.“

Die Komödie mußte also noch weitergespielt werden. Er zwang sich abermals zu äußerer Ruhe und stammelte, um nur etwas zu sagen:

„Meine Untreue?“

„Nun ja, dafür hat Sie doch gerade der Baron bezahlt. Oder —“

Um Gotteswillen kein neues Mißtrauen aufkommen lassen, war Erichs Gedanke. Lieber weiter gelogen. Und mit gut gespielter Harmlosigkeit fuhr er laut fort:

„Natürlich. Fünfhundert Mark hat er mir gegeben.“

„Fünfhundert Mark dafür, daß Sie ihr den tötlichen Streich versetzen?“

„Ganz recht. Ich sollte nur das Nähere mit Ihnen beraten.“

„Da werden Sie sicherlich nicht schlecht beraten sein! Verlassen Sie sich nur auf mich. Mein Plan ist schon fertig. Doch davon ein andermal, ich habe keinen Augenblick mehr zu verlieren. Ein dringendes Geschäft ruft mich ab.“

Damit erhob er sich eilends, steckte einen Brief zu sich, den er seinem Pulte entnahm, und eilte prustend davon.

In der trostlosesten Verfassung blieb Erich allein zurück. Kraftlos sank er auf das Sofa nieder und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus. Die so lange zurückgedrängte Erregung machte sich jetzt um so stärker geltend.

In welchen Sumpf von Niedertracht und Gemeinheit war er geraten! Was wagte dieser abscheuliche Mensch ihm zuzumuten! Er selbst sollte die heiß Geliebte durch erbärmlichen Verrat in Verzweiflung stürzen, um sie dem verhaßten Nebenbuhler in die

Arme zu treiben! Es war zu ungeheuerlich, um es nur auszudenken!

Doch nicht lange überließ er sich seiner Verzweiflung und Wut. Er raffte sich energisch empor, es galt zu handeln. Er versuchte sich seine und Paulas Lage ganz klar zu machen. Was war zu thun? Wenn er zu Paula eilte und ihr alles gestände? Nein, das war unmöglich. Er würde es nicht über sich gewinnen, ihr den Vater in solch fürchterlichem Lichte zu zeigen. Den Glauben an die Ehrenhaftigkeit ihres eigenen Vaters mochte er ihr nicht rauben. — Doch was war schließlich an einem solchen Vater gelegen? Aber es war nun einmal ihr Vater, und sie konnte ja nicht ahnen, was für ein Elender er war. Sie würde ihm ja gar nicht zu glauben vermögen, ihn womöglich selbst für einen elenden Verleumder halten! Also damit war es nichts. Aber was sollte er thun? Wie konnte er die der Geliebten drohende Gefahr abwehren? Nur durch Beseitigung jener Wechsel! Wenn der Baron seine verhängnisvolle Macht über den Geheimrat verloren hätte, dann würde auch dieser nicht mehr daran denken, seine Tochter jenem zu opfern. Es blieb kein anderer Ausweg, er mußte die Wechsel an sich bringen, um jeden Preis! Er wußte sie ja zu finden! So befreite er die Teure aus den Maschen des sie umgarnenden Netzes, ohne ihr den Glauben an den Vater zu rauben. Und wer weiß, ob mit der Zeit dann ihm selbst das ersehnte Glück nicht noch erblühen würde!

Aber vor welchem Abgrunde stand er da?! An fremdem Eigentume wollte er sich vergreifen! Zum

gemeinen Diebe wollte er werden! Wollte er sich denn durchaus seine Gefängnisstrafe noch nachträglich verdienen? — Aber er that es ja nicht für sich, er wollte ja keinen Vorteil von dem Raube haben! Der bedrängten Unschuld wollte er zu Hilfe eilen und die erbärmlichste Schufterei verhindern, die je geplant worden war. Das konnte doch kein Unrecht sein?

„Ach Unsinn, nichts ist wahr und alles ist erlaubt! Nietzsche hat ganz recht! Wer sich die Welt unterthan zu machen versteht, der beherrscht sie. Ich mag nicht länger der Beherrschte sein!“

XII.

Der Brief, den Arnheim beim Verlassen seines Kontors zu sich gesteckt und sogleich in den nächsten Briefkasten geworfen hatte, trug die Adresse des Geheimrats von Karch, von Erichs Hand geschrieben. Der schlaue Agent hatte sich gelegentlich, unter dem Vorwande, dem Geheimrat eilig eine Mitteilung machen zu wollen, einen Briefumschlag von Erich mit des Geheimrats Adresse versehen lassen, diesen Briefumschlag aber damals beiseite gelegt. Jetzt füllte eine Verlobungsanzeige das Kouvert aus.

„Laura Veilchenduft,
Erich Förster,
Verlobte“

So lautete die Anzeige.

Arnheim hatte es trotz der erfolgten Einweihung Erichs in das Geheimnis für geraten gehalten, die Anzeige ohne dessen Wissen abgehen zu lassen, er hätte sonst doch am Ende wieder rebellisch werden können. Denn bei reiflicher Erwägung wollte es dem Agenten doch nicht so recht natürlich erscheinen, daß die schöne

Geheimratstochter so gar keinen Eindruck auf seinen Gehülfen gemacht haben sollte. Nur ihre stolze Kälte könnte ihn abgehalten haben, sich in sie zu verlieben. Und so würde es wohl auch sein. Aber Vorsicht konnte jedenfalls nichts schaden, denn keinesfalls wollte er sich den Erfolg seines schlau angelegten Planes durch ein plötzlich etwa aufwallendes Gefühl seines Strohmannes verderben lassen. So sehr dieser auch sein gelehriger Schüler zu sein schien, ein Stück des alten Erich Förster mochte doch noch in ihm schlummern, und gefährlich erschien es, dies wieder zu erwecken. —

Der Geheimrat saß beim Morgenkaffee in seinem Arbeitszimmer, als er die gefälschte Verlobungsanzeige erhielt. Seine Züge, die den gewohnten Ausdruck der Verstimmung trugen, erhellten sich etwas, als er die Anzeige gelesen. Nun brauchte er nicht länger mehr den Wohlwollenden zu spielen, die lästige Komödie hatte ein Ende. Sein Gewissen fühlte sich erleichtert, die seiner Tochter drohende Gefahr war ja jetzt beseitigt. Doch was wurde nun aus seinen Wechseln? Wenn der Baron sich abermals um den ersehnten Erfolg seiner Intrigue betrogen sah, so würde er sicherlich keinen Moment zögern, gegen ihn vorzugehen. Was sollte nun werden? Fatale Situation! — Doch wie, wenn diese Anzeige nur fingiert, wenn sie der bewußte Schachzug des schlauen Arnheim wäre? Dann hätte dieser jedenfalls zu frühe losgeschossen. Denn bis jetzt konnte sich der junge Hausfreund kaum eines bemerkenswerten Eindrucks auf Paula rühmen. Er hatte wenigstens nicht bemerkt, daß diese den jungen Mann besonders

gewürdigt, oder ihn gar mit heißen Blicken verschlungen hätte. Indessen — man konnte nicht wissen. Deshalb wollte er sich doch gleich einmal Gewißheit verschaffen, wie die Sachen drüben ständen. Ohne Zaudern erhob er sich und ging in das anstoßende Wohnzimmer der Damen.

Frau von Karch saß, mit einer Handarbeit beschäftigt, am Fenster. Paula lag im Schaukelstuhl und las in einem philosophischen Werke.

„Ratet einmal, wer sich verlobt hat," rief der Geheimrat bei seinem Eintreten den Damen entgegen, indem er die Verlobungsanzeige in die Höhe hielt. Frau und Tochter aber verwunderten sich höchlich über die gute Laune des Hausherrn. Das mußte ja eine besonders interessante Verlobung sein.

„Nun?" forschte Karch als beide stumm blieben. „So ratet doch!"

„Baron von Breslauer?" frug Frau von Karch zögernd, während ihr der bloße Gedanke an diese Möglichkeit einen Seufzer der Erleichterung entlockte.

Selbst Paulas bisher so ruhig kühlen Züge verrieten lebhafte Spannung, als dieser Name den Lippen ihrer Mutter entfahren war.

„Dummes Zeug!" polterte der Gestrenge ärgerlich. „Wie sollte der sich verloben, ehe — solange Paula nicht von ihren thörichten Vorurteilen geheilt ist!"

„Vater, um Gottes willen, fange nicht wieder davon an!"

„Da bedanke Dich nur bei Deiner Mutter! Warum muß sie mich wieder mit ihrem dummen Ausrufe auf

die Geschichte bringen! Aber natürlich, sie weiß, daß mich die Sache alteriert, da muß sie dieselbe bei jeder Gelegenheit wieder aufs Tapet bringen! Sei nur ganz still" — wehrte er der armen Frau, als sie den Mund zu einer bescheidenen Erwiderung öffnete — „sei Du nur ganz still, ich kenne schon Deine Art! Und so etwas soll einen nicht mürbe machen! Da muß ja der Ruhigste die Geduld verlieren!"

Die kleine Frau senkte ergeben das Haupt und beschäftigte sich emsig mit ihrer Handarbeit. Paula aber versuchte den ungerechten Anschuldigungen ihres Vaters entgegenzutreten.

„Ich begreife Dich nicht, Vater!" sagte sie fest. „Die Mutter hat doch gar nichts gesagt, was Dich erzürnen könnte. Du hast sie ja selbst zum Raten aufgefordert!"

„Natürlich, Du mußt wieder die Partei der Mutter nehmen! Bist auch froh, wenn Du gegen Deinen Vater losziehen kannst! Das hat man davon, wenn man zu nachgiebig ist! Undank ist der Welt Lohn! Aber ich werde von jetzt ab anders auftreten! Verlaßt Euch darauf."

„Ach Du lieber Gott," seufzte unhörbar die geängstigte Frau, und

„Das kann ja nett werden," ließ Paula ironisch sich vernehmen.

„Schweig, Fräulein Naseweis! Du brauchst Dir nicht einzubilden, daß Dir alles durchgeht, auch meine Geduld hat ein Ende!"

„Das weiß der liebe Gott,“ stöhnte Frau von Karch wieder leise in ihre Arbeit hinein.

„Was murmelst Du da?“ fuhr sie der Haustyrann an. „Du hast natürlich wieder Einwendungen zu machen!“

Dem jungen Mädchen erschien es die höchste Zeit, dem unerquicklichen Auftritt ein Ende zu machen. Deshalb versuchte sie den ergrimmten Vater auf andere Gedanken zu bringen.

„Du wolltest uns ja doch eine Neuigkeit mitteilen.“

„Ja richtig, das wollte ich. Bist wohl sehr neugierig, mein Töchterchen, he?“ Dabei faßte er sie unter das Kinn und sah ihr lachend in die Augen. „Wirst aber auch höllisch erstaunt sein, wenn Du hörst, um wen es sich handelt.“

„Nun? Wer ist denn der Glückliche?“ Höchst gleichgültig klang die Frage.

„Es ist unser junger Hausfreund, Erich Förster.“

Paula zuckte zusammen. Nur mit Mühe vermochte sie den Schrei zu unterdrücken, der sich ihrer Brust entringen wollte. Alles Blut wich aus ihren Wangen, um ihr in jäher Welle zum Herzen zu strömen. Sie preßte die Hand aufs Herz und zwang sich mit eiserner Willenskraft zu äußerlicher Ruhe. Der Vater hatte, so unähnlich es ihm auch sah, zweifellos wohl einen Scherz gemacht.

Auch Frau von Karch war bei Nennung des Namens tödlich erschrocken. Das Auge der Mutter hatte ja längst entdeckt, wie es um ihr Kind stand,

und sie selbst ersehnte nichts mehr, als die Verbindung ihrer Tochter mit dem bescheidenen und ehrenwerten jungen Mann. Aber daran war ja leider gar nicht zu denken, nie und nimmer würde ihr Gatte in diese Verbindung einwilligen. Nun aber bangte ihr für ihr armes Kind.

„Erich Förster?" rief sie in ihrem ersten Schrecken aus. „Um Gottes willen, mit wem denn?"

Der Geheimrat hatte mit Staunen die schmerzliche Wirkung seiner Mitteilung auf seine Tochter beobachtet. Er war geradezu verblüfft darüber. Seine Tochter, seine stolze und kalte Tochter, hatte sich in diesen Milchbart vergafft! Wie war das nur möglich?

Eine mitleidige Regung stieg in ihm auf, aber der Ausruf seiner Frau lenkte ihn ab und brachte ihn wieder von neuem in Zorn. Gereizt fuhr er sie an:

„Erich Förster, allerdings! Was giebt es denn da zu kreischen, als wenn es sich um das größte Unglück handelte? Was geht es denn uns an, wenn der junge Mensch durch eine reiche Heirat mit einem Schlage seinen Nahrungssorgen ein Ende macht? Diese Laura Veilchenduft wird ihm die Wege vermutlich, wenn auch nicht mit Rosen, so doch mit Millionen bestreuen, und das ist wahrhaftig das Schlechteste noch nicht! Nun gefällt mir dieser Förster erst recht, der Bursche weiß das Glück zu erfassen und ist somit gescheiter als manche andere! Wohl ihm!"

Damit warf er die Anzeige auf den Tisch und verließ das Zimmer, nicht ohne sich zuvor durch einen

Blick in das schmerzbewegte Gesicht seiner Tochter von der Wirkung seiner Worte überzeugt zu haben.

„Das arme Ding thut mir wahrhaftig leid," murmelte er beim Hinausgehen, „aber helfen kann ich ihr nicht. Wie konnte sie sich nur einen Augenblick einbilden, daß daraus je etwas werden könnte! Mein kluges, stolzes Kind, Paula, die Eisjungfrau, verliebt, und noch dazu in einen jungen Grünschnabel, ohne Namen und Stellung! Es ist unglaublich! Dieser Förster muß ja ein Satanskerl sein, daß ihm das gelingen konnte! Oder sollte er im Gegenteil so weiches Wachs in Arnheims Hand sein, daß er sich zu solchem Streiche widerstandslos gebrauchen ließ? Das hätte ich nicht von ihm gedacht, er sah wirklich gar nicht darnach aus." — Nach kurzem Nachdenken fügte er seinem Selbstgespräche hinzu: „Heute will ich sie in Ruhe lassen, aber morgen werde ich ihr das ersehnte Jawort abnehmen. Man muß das Eisen schmieden, solange es noch warm ist." —

Paula saß da wie erstarrt. Sie vermochte keinen klaren Gedanken zu fassen. Nur das eine war ihr klar: er war ihr untreu!

Bleich und stumm saß sie da, mit zuckenden Lippen, ein Bild des Jammers.

Frau von Karch litt nicht viel weniger. Die verzweiflungsstarre Miene ihres Kindes drang ihr wie Dolchstiche ins Herz. Sie kannte ihre Tochter genügend, um zu wissen, daß Worte hier nichts vermöchten. Diese starke Seele pflegte alles mit sich selbst abzumachen. Nur die Zeit konnte hier Linderung

schaffen. Zaghaft näherte sie sich ihrem Kinde, dann kniete sie auf einem Fußschemel neben ihr nieder und zog den glühenden Kopf des Mädchens an ihre Brust. Sanft streichelte sie das dunkle Haar und drückte einen innigen Kuß darauf.

Paula wußte die stille Teilnahme ihrer Mutter wohl zu würdigen, und sie dankte es ihr im Stillen, daß sie sie mit Trosteswörten verschonte. Eine Weile duldete sie die Liebkosungen ihrer Mutter, dann machte sie sich sanft von ihr los und erhob sich scheinbar gefaßt. Sie wollte sich nicht niederwerfen lassen!

„Laß nur gut sein, Mutting,“ sagte sie mit erzwungener Ruhe und Festigkeit, „auch das wird vorüber gehen.“

Keine Thräne netzte ihre Wangen, die dunklen Augen blieben trocken. Aber ein rührender Ausdruck entsagungsvollen Schmerzes zuckte um ihren Mund. Mit kaum merklichem Zittern ergriff ihre Hand das verhängnisvolle Blatt, das ihr Vater auf den Tisch geworfen hatte. Sie mußte sich selbst überzeugen, ob das Unglaubliche Wahrheit sei. Scheu streifte ihr Blick den Druck. Da stand es wahrhaftig: „Laura Veilchenduft — Erich Förster, Verlobte.“

Laura Veilchenduft! der Name sagte alles. Eine gemeine Spekulationsheirat, wie erbärmlich! Um schnöden Goldes willen ein treues Herz zu brechen! War das wirklich derselbe Mensch, dem sie ihr Herz geweiht hatte? — Welch fühllose Roheit, ihr heute diese Anzeige zu schicken! Waren doch noch keine zwei Tage vergangen, seit sie ihm wider Willen ihre Neigung ver-

raten hatte! Sie fühlte noch seinen wonnestrahlenden Blick auf sich gerichtet, fühlte den innigen Druck seiner Hand! Und da, vor ihr lag der Beweis seiner Erbärmlichkeit! Seinen Wankelmut hätte sie ihm vielleicht mit der Zeit vergeben können, diese bittere Kränkung aber, diese schwere Beleidigung nie! Erich Förster existierte von Stund an nicht mehr für sie.

Ach, hätte er doch nie ihre Wege gekreuzt!

XIII.

Die ganze Nacht hatte Erich gegrübelt, wie er die Geliebte aus der ihr drohenden Gefahr erretten könnte, aber es wollte sich ihm kein neuer Ausweg zeigen. Es blieb also dabei, daß er die Wechsel an sich bringen mußte, um sie zu vernichten, oder besser noch, um sie dem bedrängten Schuldner auszuliefern. Immer und immer wieder schreckte ihn zwar der Gedanke, daß er im Begriff stehe, sich zum Diebe zu erniedrigen, aber immer wieder sagte er sich, daß ihm nichts anderes zu thun übrig bleibe, daß er so handeln müsse.

Er verschanzte sich hinter die Pflicht. Es wäre doch seine Pflicht der bedrohten Unschuld beizuspringen, suchte er sich selbst einzureden. — Als ob die Pflicht jemand ins Verbrechen treiben könnte! Aber er wollte die innere Stimme, die sich warnend vernehmen ließ, nicht hören. Er schalt sich einmal über das andere einen Feigling und einen Erbärmlichen, wenn er nicht den Mut hätte alles, a l l e s für die Geliebte zu opfern.

Auch Nietzsche mußte wieder herhalten mit seinen Theorien, hinter diese verschanzte er sich gegen seine

besseren Regungen. Alles sollte nach Nietzsche ja erlaubt sein! Er redete sich vor, ganz auf dem Boden der Nietzscheschen Philosophie zu stehen, er, der vor wenigen Tagen noch dieselbe Philosophie als verwerflich, cynisch, ja verbrecherisch seiner Paula geschildert hatte. Wenn ein Cesar Borgia mit allen seinen Blut- und Schandthaten von einem so großen Denker, wie Nietzsche, als Übermensch gepriesen werden durfte, was konnte dann wohl so Schlimmes an einer kleinen List sein, die er gemeiner Hinterlist entgegensetzte, und die er anwandte, um eine ganze Familie vor Unglück zu bewahren, und mit der er eigentlich niemandem schadete. Denn ob der reiche Millionär den elenden Betrag der paar Wechsel mehr oder weniger sein Eigen nannte, das war doch ganz gleichgültig, zumal da die Wechsel ja doch nie bezahlt werden würden. Nein, nein, er durfte nicht wanken; was geschehen mußte, das mußte eben geschehen! —

Aber trotz aller herbeigeholter Argumente wollte der schreckliche Gedanke, daß er im Begriff war, den Weg des Verbrechens zu beschreiten, ihn nicht verlassen. Er schnürte ihm vielmehr die Kehle zu und ließ ihm das Herz hörbar schlagen. Er schalt sich darum einen „elenden Moralsklaven,“ einen Feigling, der vor der ersten kühnen That zurückschrecke, da wo es sich um das Lebensglück der Geliebten handelte. Ein Feigling wollte er aber um alles in der Welt nicht sein, und so gelang es ihm denn allmählich sich über seine moralischen Bedenken hinwegzusetzen. Rücksichtslos aufs Ziel losgehen wollte er, unbekümmert um die Rechte

anderer, wie Napoleon und Borgia, die vielgepriesenen Übermenschen Friedrich Nietzsches. Wo es sich darum handelte Gutes zu thun, da mußte doch wirklich alles erlaubt sein! Und Gutes wollte er ja doch bewirken mit seinem vermeintlichen Diebstahl. Diebstahl, lächerlich! Er wollte doch nichts für sich nehmen, nicht einen Nickel, wie konnte denn da überhaupt von Diebstahl nur die Rede sein? Nein, nein, nur gerade los auf's Ziel! Es mußte sein!

Sein Plan war fertig, als er sich beim ersten Morgengrauen nach schlafloser Nacht von seinem Lager erhob. Jede Einzelheit hatte er sich klar gemacht. Die Sache war einfach genug und mußte gelingen.

Rasch kleidete er sich an und verließ möglichst geräuschlos das Haus. Arnheim wollte er ja auf keinen Fall erst in die Hände fallen, wer weiß, ob der ihn nicht aufgehalten hätte.

Unwillkürlich lenkte er seine Schritte in die Tiergartenstraße. Das Breslauersche Haus aber lag noch im tiefsten Schlummer. Alle Fensterläden waren geschlossen, nichts regte sich im Hause. Kein Wunder, zu dieser Stunde, in der höchstens Bäckerjungen pfeifend die Straße auf- und abgingen!

Erich wandte sich nun dem Tiergarten zu. Stundenlang lief er in den Alleen und Fußwegen umher.

Wie doch die Zeit schneckenhaft dahinkroch!

Als er wieder vor dem Breslauerschen Hause angelangt war, schlug es 8 Uhr. Und vor 10 Uhr war ja doch gar nicht daran zu denken, daß Breslauer

das Haus verlassen würde. So ein reicher Schlemmer schlief ja doch bis in den späten Tag hinein.

Und wiederum lief er umher, bis er sich vor Müdigkeit und Hunger kaum mehr auf den Beinen erhalten konnte. Richtig, er hatte ja noch gar nicht gefrühstückt. Nun, Zeit hatte er ja noch dazu.

In einer Wirtschaft der Potsdamer Straße kehrte er ein. Ah, wie der Xeres feurig durch seine Adern lief! Das gab Kraft und Mut! Und solchen hatte er nötig.

Gestärkt verließ er das Lokal, um zum dritten Male in die Tiergartenstraße zu eilen. Es war kaum 10 Uhr, als er sich auf einer Bank, von der aus er das Thor des Breslauerschen Hauses übersehen konnte, niederließ.

Wiederum eine schier endlose Zeit ungeduldigen Harrens. Konnte der Faulpelz sich denn heute gar nicht aus den Federn finden? Er wußte doch von Arnheim, daß der Baron gleich nach seinem Frühstück auszufahren pflegte.

Eine hochgradige Nervosität bemächtigte sich allmählich des ungeduldig Harrenden. Er war schließlich kaum noch fähig, seine Nerven, die ihn auf und davon treiben wollten, zum Gehorsam zu zwingen. „Ausharren! Ausharren um jeden Preis!“ so rief er sich selbst zu. „Es muß zu Ende geführt werden!“ —

Da endlich — es war fast Mittag geworden — ward das Thor geöffnet, zwei schnaubende Pferdeköpfe wurden sichtbar.

Ein krampfhaftes Zittern befiel den erregten Beobachter, den die Aufregungen der letzten vierundzwanzig Stunden und das lange vergebliche Warten in einen geradezu fieberhaften Zustand versetzt hatten. Vor seinen Augen begann es zu tanzen und zu flimmern, er war einer Ohnmacht nahe. Nur mit äußerster Anstrengung ward er des Anfalls Herr, er rieb sich die Augen und folgte mit dem Blick dem in sausender Geschwindigkeit dahinjagenden Wagen. Er sah die roten Räder, die dunkelgrünen Livreen, die goldstrotzenden Geschirre: kein Zweifel es war der Wagen des Freiherrn.

Jetzt bog der Wagen um die Ecke, die Längsseite für einen Augenblick dem Späher zukehrend, und richtig, in den Postern lehnte die kugelförmige Gestalt David von Breslauers. Da war der Wagen auch schon Erichs Blicken entschwunden.

Doch er hatte genug gesehn. Jetzt galt es zu handeln.

„Alles ist erlaubt," rief er sich wohl zum zwanzigsten Male zu, da ein neues Bangen ihn beschleichen wollte, und mit erzwungener Festigkeit erhob er sich und schritt dem Potsdamer Platze zu. Dort rief er einen Dienstmann zu sich heran.

„Gehn Sie doch gleich einmal in meine Wohnung, Tiergartenstraße 5, und lassen Sie sich von meinem Diener das große graue Kouvert aushändigen, das im obersten Fache meines Schreibtisches liegt, ganz vorn, oben auf. Das Fach ist unverschlossen. Haben Sie genau verstanden?"

„Gewiß. Ein großes graues Kouvert, im obersten Schreibtischfach, vorn an."

„Ganz gut. Aber nehmen Sie zur Legitimation hier meine Karte mit, mein Diener ist leicht mißtrauisch. Das Kouvert bringen Sie mir alsdann zu Dressel, wo ich frühstücken werde. Sie kennen doch Dressel unter den Linden?"

„Zu Befehl, Herr Baron," erwiderte militärisch der Dienstmann, nachdem er einen Blick auf die Karte mit der Freiherrenkrone geworfen hatte, und trat seinen Weg diensteifrig an.

Es war in der That die Karte des Freiherrn von Breslauer, dieselbe, die Erich gestern an Stelle einer Quittung vom Baron empfangen, die er aber in seiner Aufregung vergessen hatte, dem Agenten zu übergeben.

„Pst, Sie! Noch ein Wort," rief er den Dienstmann nochmals herbei. „Sagen Sie noch meinem Diener er solle ja zu Hause bleiben und die Dame, welche ich erwarte, veranlassen meine baldige Heimkehr abzuwarten." — „Für alle Fälle" fügte er leise hinzu, als der Bote eilfertig davon ging, „der Diener könnte sonst am Ende Lust verspüren, die Papiere eigenhändig seinem Herrn zu überbringen."

Erich hatte sich genau das Fach gemerkt, in welches Breslauer das Kouvert mit den Wechseln gestern nachlässig hineingeworfen hatte, ohne darauf das Fach zu verschließen. Der Diener mußte es also nach seiner Beschreibung sofort finden. Wie aber, wenn das bewußte Fach heute verschlossen wäre? Wenn der Diener der Botschaft mißtraute? Wenn er sich von dem Dienst-

manne die Personalbeschreibung des Auftraggebers machen ließ? — Eine furchtbare Beklemmung befiel ihn bei diesem Gedanken. Sollte er lieber nicht zu Dressel gehn? — Welch thörichte Idee, so nahe am Ziele, die Flinte ins Korn zu werfen! — „Dem Mutigen gehört die Welt, also vorwärts bis ans Ziel!"

Mit diesen Worten trat er den Weg nach Dressels Restaurant an. Eine entsetzliche halbe Stunde verbrachte er hier in den eleganten Räumen, die er noch nie zuvor betreten hatte. Er achtete nicht auf den Luxus, der ihn hier umgab, er starrte nur vor sich hin. Bei jedem Geräusch fuhr er jäh in die Höhe; wenn die Thür aufging, so glaubte er ein Schutzmann müsse eintreten, um ihn zu verhaften. Hastig leerte er ein Glas nach dem andern des schweren Rotweins, den er sich bestellt hatte, ohne daß ihm das feurige Getränk die ersehnte Beruhigung gebracht hätte. Im Gegenteil, seine Pulse klopften nur umso stärker, seine Nerven wurden immer unruhiger. Gut, daß das Lokal zu so früher Stunde noch leer war, die Unruhe seines Wesens, das ängstliche Umherirren seiner Augen möchten sonst aufgefallen sein. Doch die Kellner waren noch mit dem Ordnen ihrer Kouverts beschäftigt und kein Gast befand sich in dem Zimmer.

Plötzlich ward die Thür von der Straße her geöffnet. Ein neuer Schreck durchbebte den aufs äußerste Erregten. Wenn es der Breslauersche Diener in Person wäre, oder gar der Baron selbst, oder ein Kriminalbeamter! Das Blut stockte ihm, das Herz hörte für einen Augenblick auf zu schlagen, um dann

um so stürmischer gegen seine Brust zu hämmern. Er glaubte ersticken zu müssen.

Das alles währte nur einen Augenblick, dann atmete er erleichtert auf: Der Dienstmann trat ein, und zwar allein. Und in der Hand hielt er das ersehnte graue Kouvert, von des Dieners umsichtiger Hand vorsichtig umschnürt. Ein Thaler lohnte dem Dienstmanne seine geringe Mühe, den dieser schmunzelnd unter lebhaften Dankesbezeugungen einsteckte.

Erich aber verbarg das ihm so wichtige Päckchen in seinem Rocke und erhob sich eilig. Es trieb ihn gewaltsam fort von diesem Ort.

Doch eine neue Angst bemächtigte sich seiner. Wenn nun der Auftrag bloß zum Scheine ausgeführt worden wäre, um ihn in Sicherheit zu wiegen? Wenn draußen die Männer des Gesetzes seiner harrten, bereit, ihn ins Gefängnis abzuführen? —

Ins Gefängnis! Ein eisiger Schauer überlief ihn bei dem bloßen Gedanken an das Gefängnis. — Ins Gefängnis! Um Gotteswillen nur das nicht! — Gewißheit mußte er haben, schleunige Gewißheit!

Hastig ergriff er seinen Hut, warf ein Zehnmarkstück auf den Tisch und verließ eilenden Schrittes das Lokal. Auf der Straße wagte er kaum aufzublicken. Scheu schweiften seine Blicke nach links und rechts, in jeder menschlichen Gestalt vermutete er einen Beobachter, einen Verfolger. Atemlos eilte er kreuz und quer, aus einer Straße in die andere, bis er sich endlich mit einem scheuen Umblick in eine Drosche warf und einem entfernten Postamte zufuhr. Dort

nahm er die Wechsel aus ihrer Hülle, und nachdem er sich überzeugt, daß auch nicht einer fehlte, steckte er die Dokumente in einen neuen Umschlag, der die Adresse des Geheimrats von Karch, mit verstellter Hand geschrieben, trug und warf den Brief in den Kasten. Ihn einschreiben zu lassen, wagte er trotz der Wichtigkeit der Sendung nicht, aus Furcht, daß mit Hilfe des expedierenden Beamten die Person des Absenders später vielleicht ermittelt werden könnte.

Ein tiefer Seufzer der Erleichterung entrang sich seiner Brust, als er den dicken Brief im Kasten der Kaiserlichen Post geborgen wußte, und noch immer zitternd vor Aufregung, verließ er unsicheren Schrittes das Postamt. Wieder warf er sich in eine Droschke und befahl dem Kutscher, ihn im Tiergarten herumzufahren. Er mußte Luft haben, Luft, Luft!

Eine unsägliche Abspannung kam allmählich über ihn. Jedes Gedankens unfähig, lehnte er in den Polstern des Wagens, stumpfsinnig, fast ohne Bewußtsein. Nach längerem Einherfahren kam ihm allmählich die Klarheit der Gedanken wieder.

Was war denn eigentlich mit ihm vorgegangen? Was war geschehen?

Ein Diebstahl war geschehen! Ein Diebstahl, begangen durch ihn! Mit furchtbarer Schwere fiel diese Erkenntnis ihm auf die Seele.

Jetzt war er für das Gefängnis reif! Er war ja ein Dieb! Ein gemeiner Dieb!

Was sollte er nun thun?

Sein erster Gedanke war, zu ihr, der Geliebten, zu eilen und ihr alles zu gestehen, sein Verbrechen, wie seine glühende unwandelbare Liebe. Aber konnte er ihr denn überhaupt noch vor die Augen treten, er, der Verworfene? Durfte er daran denken, ihr, der Reinen, Guten, von Liebe zu reden, er, der Verbrecher, der Dieb?

Nein, damit war es vorbei! Er hatte sein Glück dem der Geliebten geopfert, das durfte ihn nicht reuen. Wenn das Opfer nur den beabsichtigten Erfolg hatte, dann mußte er ja zufrieden sein!

Doch dem Gefühle der Genugthuung folgte sofort der Zweifel. Wie konnte denn noch vom Glücke der Geliebten die Rede sein, wenn er entschlossen war, ihr das Herz zu brechen? Und das that er doch, wenn er sie zu meiden sich entschloß. Denn wenn sie ihn so liebte, wie er sie — und daran konnte er seit ihrer letzten Begegnung nicht mehr zweifeln — so war es auch zweifellos, daß sie nicht minder schwer unter seiner Unwürdigkeit leiden mußte, als er selbst. Auch sie also würde unglücklich werden und zwar durch ihn! Nicht nur sein, sondern auch ihr Herzblut hatte er geopfert!

So hatte er also gar nichts mit seiner verbrecherischen That erreicht!

Das hatte er doch. Vor unwürdiger Sklaverei wenigstens würde die Geliebte bewahrt bleiben. Das tiefste Elend, die größte Schmach hatte er von ihr abgewandt durch sein entschlossenes Handeln. Das mußte ihn trösten.

Und dann die Genugthuung, dem nichtswürdigen Gesellen, dem sogenannten Baron, die Beute abgejagt zu haben! Der bloße Gedanke, daß dieses Subjekt der Gatte jenes Engels werden könnte, war ja schon im stande, ihn in Raserei zu versetzen. Das durfte aber nicht geschehen und würde nicht geschehen, Dank ihm!

Aber auch dieses Gefühl tröstlicher Genugthuung war von kurzer Dauer. Sorge und Angst folgten ihm auf dem Fuße.

Wenn er entdeckt würde? Dieser Gedanke fuhr ihm urplötzlich durch den Kopf und eisig überlief es dabei seinen Körper. Jener Dienstmann würde gewiß nicht schwer zu ermitteln sein und nach dessen Beschreibung wäre seine Persönlichkeit gar leicht festzustellen. Mußte sich ja der Verdacht ohnehin schon auf ihn, als den Überbringer der Wechsel an den Baron, lenken! — Herr Gott, daran hatte er ja vorher noch gar nicht gedacht!

So drohte ihm also wiederum das entsetzliche Gefängnis!

Abermals fühlte er seine Kräfte schwinden. Es waren eben der Aufregungen zu viele gewesen innerhalb der letzten vierundzwanzig Stunden, in denen Zorn und Empörung, Haß und Eifersucht, Reue und Angst in ununterbrochener Folge gegen sein erregtes Gemüt angestürmt waren. Kein Wunder, daß seine überreizten Nerven dem gemeinsamen Ansturm endlich erlagen.

Er fühlte wie die Sinne sich ihm verwirrten, nur eine tiefe Sehnsucht nach Ruhe empfand er noch. Nach

Ruhe sehnte sich sein ermatteter Körper wie seine gequälte Seele.

„Königsstraße 17b," rief er dem Kutscher noch mit matter Stimme zu, dann entschwand ihm das Bewußtsein.

XIV.

Paula hatte sich nach Empfang der sie so tief verletzenden Verlobungsanzeige in ihr Zimmer zurückgezogen und dasselbe seitdem nicht wieder verlassen. Niemand hatte Zutritt erhalten und selbst der Mutter, die voller Teilnahme wiederholt bei ihr einzudringen versucht, hatte sie den Eintritt verweigert. Speise und Trank hatte sie abgelehnt.

Jetzt nach schlaflos verbrachter Nacht, saß sie bleich und übernächtig, aber scheinbar gefaßt und ruhig am Fenster ihres Stübchens und las in — Schopenhauers „Welt als Wille und Vorstellung.“

Nur der fremdartig herbe Zug, der sich um ihre Mundwinkel gelagert hatte, der trüb verschleierte Blick ihrer sonst so klaren Augen und ein leichtes Zucken ihrer Lippen gab Zeugnis von den furchtbaren Aufregungen, die ihre Seele in den letzten vierundzwanzig Stunden erschüttert hatten. In heißem Ringen ihres Herzens hatte sie den furchtbaren Schlag, der sie in ihren heiligsten Gefühlen so schwer getroffen hatte,

überwunden. Jetzt glaubte sie fertig damit zu sein. Und mit Eifer vertiefte sie sich in ihre Lektüre.

Dieselbe war so recht ihrer jetzigen Stimmung angepaßt. Denn öde und nichtig erschien ihr das ganze Dasein. Wohin sie auch blickte: Elend, und immer nur Elend umgab sie. Nirgends reine Freude, Wahrheit, Licht; überall Trübsal, Falschheit, Finsternis. Diese Welt war wirklich die schlechteste unter den möglichen Welten! Wie recht mußte sie dem großen Pessimisten geben! Die Summe der durch das Leben aufgedrungenen Schmerzen war weit beträchtlicher, als jene der durch dasselbe ermöglichten Genüsse. Des Philosophen „Quietiv des Willens“, die schmerzlose Stille des Nichtseins, erschien ihr das einzig Erstrebenswerte.

In dieser weltverachtenden Stimmung überraschte sie der eintretende Vater. Es war etwas ganz Ungewohntes für Paula, ihren Vater hier zu sehen. Doch kein Erstaunen prägte sich auf ihren apathischen Zügen aus. Mechanisch, kühl, erwiderte sie seinen Morgengruß.

„Paula, mein Herzblatt,“ begann der Geheimrat mit gesuchter Zärtlichkeit und faßte sie dabei unter das Kinn, „wie geht es Dir? Du siehst blaß und angegriffen aus! Hast Du schlecht geschlafen?“

„Ja, Vater.“

„Du solltest Dir's nicht so zu Herzen nehmen, das mit dem Förster.“

„Sprich diesen Namen nicht aus!“ Ganz gegen ihre Absicht entfuhr ihr dieser verräterische Ausruf. Niemand hatte es erfahren sollen, was er ihr gewesen

war, und der Vater am wenigsten. Nun aber hatte sich das empörte Herz doch verraten. Aber sie wollte keine Erregung bei Nennung dieses Namens empfinden, und zeigen wollte sie, daß es so wäre. Mit eisiger Ruhe setzte sie deshalb ihrem Ausrufe hinzu: „Der Mensch existiert nicht für mich.“

„Recht so, mein Paulchen, recht so! Immer tapfer, wie man es von Dir gewöhnt ist. Es würde sich auch wirklich nicht verlohnen, um solchen hergelaufenen Jüngling auch nur eine Thräne zu weinen!“ Dabei ließ er sich auf einem Sessel ihr gegenüber nieder.

Der „hergelaufene Jüngling,“ empörte Paula. An einen hergelaufenen Jüngling sollte sie ihr Herz verloren haben? Sie hatte die Lippen schon zu einer Entgegnung geöffnet, bezwang sich aber noch rechtzeitig und seufzte nur unhörbar. Der Geheimrat aber fuhr fort, indem er die Fingerspitzen beider Hände gegeneinander tippte:

„Der Habenichts wäre ja auch im Leben keine Partie für Dich gewesen. Ich bitte Dich, Du, die viel gefeierte Schönheit, die Tochter eines hohen Beamten aus altadeligem Geschlecht, und dieser entlassene Sträfling — lächerlich!“

„Und dennoch konntest Du diesen entlassenen Sträfling nicht warm genug unserem Wohlwollen empfehlen, als Du ihn in unser Haus einführtest.“ Der beißende Spott klang deutlich aus ihren Worten.

„Nun ja, allerdings. Ich hatte eben meine ganz bestimmten Gründe! Das heißt vielmehr, ich hatte

Mitleid mit dem armen Teufel, pures Mitleid, weiter nichts."

„Ein Gefühl, welches sich sehr schnell in ein ganz anderes verwandelt zu haben scheint." Noch schneidender als zuvor klang die Ironie heraus.

„Nun ja, ich hatte den Menschen eben überschätzt. Und jetzt bedarf er ja meiner Protektion nicht mehr, da er es vorzieht, sich auf eigene Füße zu stellen, oder vielmehr auf die Füßchen seiner himmlischen Laura! Kann's ihm übrigens gar nicht verdenken. Im Gegenteil! Diese Laura mit ihren Milliönchen wird das Odium des entlassenen Sträflings schon von ihm nehmen. Glaube mir, Kind, es geht nichts in der Welt über die Macht des Geldes! Alles kann man ja für Geld haben, alles, alles!"

„Auch Achtung, Vater?"

„Die erst recht! Blicke doch ein wenig um Dich, Liebling. Welche Rolle spielen nicht heutzutage diese Geldprotzen in der Welt und hier in Berlin zumal! Woher die Millionen stammen, wie sie erworben sind, danach fragt kein Mensch. Sie sind da und das genügt. Man reißt sich ja förmlich um die Ehre, im Hause eines solchen Protzen verkehren zu dürfen. Offiziere, hohe Beamte, ja selbst der höchste Adel hält es nicht unter seiner Würde, die Salons dieser kleinasiatischen Parvenüs zu bevölkern. Grafensöhne scheuen sich nicht, ihre vollblütigen Hände zum ewigen Bunde in die feisten Patschen der Töchter solch krummbeiniger Emporkömmlinge zu legen, um mit deren Golde ihre uralten Wappen frisch zu vergolden. Und sie thun

recht daran, wahrhaftig, sie thun recht daran! Ohne Geld kein Ansehen, keine Macht; ohne Geld kein Genuß! Paula, wenn ich bedenke, wie gut Du, wir alle es haben könnten, wenn Du Dich entschließen würdest, ein bißchen modern denken und fühlen zu lernen —"

„Also das war der Zweck Deines Besuches! Dachte ich es doch! Was anderes sollte mir auch die Ehre des väterlichen Besuches verschaffen!" Eine langverhaltene, schmerzliche Bitterkeit machte sich mit diesen Worten Luft.

Der Geheimrat unterbrach geärgert seine Zimmerwanderung, die er während seiner langen Rede angetreten hatte und begann, an den Ofen gelehnt, seine Bartkoteletten zu bearbeiten. Dies that er immer, wenn etwas nicht nach seinen Wünschen ging. Er bezwang mühsam die aufsteigende Ungeduld und sagte in zärtlich klingen sollendem Tone:

„Kind, Kind, Du verkennst die guten Absichten Deines alten Vaters! Ich habe ja doch nur Dein bestes im Sinn. Nur Dein Bestes! Ich kenne doch die Welt und weiß, was zum Lebensglücke gehört. Was kannst Du überhaupt gegen den Baron von Breslauer vorbringen? Höchstens seine Herkunft, und die ist doch durch Erhebung seines Vaters in den Freiherrnstand von Sr. Majestät ausgetilgt. Jetzt ist er uns doch ebenbürtig!"

Tiefes Schweigen statt aller Antwort. Nur das ungeduldige Zucken der stark gewölbten Brauen, das nervöse Nagen der weißen Zähne an der Unterlippe

verrieten den Anteil, den Paula an dem einseitig geführten Gespräche nahm.

Der Geheimrat setzte sich dicht neben sie, ergriff ihre Hand und begann dieselbe zu streicheln:

„Komm, Paulchen, sei mein vernünftiges Töchterchen! Wirf den sentimentalen Kram über Bord! Zeige Dich als Kind Deiner Zeit! Gieb dem bis zum Wahnsinn in Dich verliebten Freiherrn endlich Dein Jawort, zu Deinem und unser Aller Glücke!"

Jetzt war es mit Paulas Geduld zu Ende. Sie sprang auf, befreite hastig ihre Hand aus der ihres Vaters und rief mit zornbebender Stimme:

„Ich will von diesem verächtlichen Menschen ein für alle Mal nichts hören! Wie oft habe ich Dir's schon gesagt!" Und plötzlich ganz sanft, bittend, fast zärtlich: „Erspare uns doch beiden diese unerquicklichen Auftritte, Vater! Du weißt, mein Wille ist unabänderlich."

Auch der Geheimrat wechselte jetzt den Ton und sagte mit düsterem Ernste:

„Unabänderlich? Dann bleibt mir nur der Tod!"

„Was soll das heißen, Vater? Um Gottes willen, sprich!"

„Das soll heißen, daß ich verloren bin, wenn Du bei Deiner Weigerung beharrst. Ehre, Stellung, alles geht zum Teufel! Ich bin ruiniert, total ruiniert!"

„Aber wie ist das denn nur möglich? Ich begreife gar nicht —"

„Was ist da groß zu begreifen? Mit dem elenden Hungergehalt allein habe ich doch unser Leben nicht

bestreiten können! Damit kann ja kein Mensch auskommen! Ich jedenfalls nicht! Nun, da habe ich eben zusetzen müssen, allmählich alles, was wir besaßen. dann habe ich geborgt, geborgt und wieder geborgt, und nun endlich ist mein Kredit erschöpft. Jetzt heißt es zahlen, oder —"

„Um Gottes willen, was?"

„Oder wir werden gepfändet."

„Gepfändet!" Verzweiflungsvoll, die Hände krampfhaft verschlungen, rief sie es aus.

„Natürlich gepfändet! Denn zahlen kann ich nicht. Wo nichts ist, hat selbst der Kaiser das Recht verloren. — Das wird einen netten Skandal geben für die lieben Berliner, wenn es heißt der Geheimrat von Karch ist gepfändet worden! Was meinst Du?"

„Soweit darf es nicht kommen!"

Der Geheimrat beachtete nicht den Ausruf seiner Tochter, sondern fuhr fort, ihr das drohende Unheil auszumalen.

„Und wie sich meine Kollegen im Ministerium freuen werden, wenn sie hören, der Karch ist Knall und Fall verabschiedet worden! ‚Geschieht ihm schon recht, dem ollen Streber, warum hat er über seine Verhältnisse gelebt!' Als ob sie das nicht alle thäten! — Sage doch selbst, Paula, was bleibt mir, entehrt, stellen- und mittellos, gepfändet und verspottet, was bleibt mir anderes übrig, als eine Kugel?"

„Liebster Vater, um Gottes willen, sprich nicht so! Die Mutter und ich werden alles thun, was in unseren Kräften steht, um —"

„Was in Euren Kräften steht?! Es steht aber nichts in Euren Kräften! Hahaha! Oder könnt Ihr mir sechsunddreißigtausend Mark herbeizaubern?“

„Sechsunddreißigtausend Mark!“

„Allerdings. Um diesen Bettel handelt es sich. Was sind sechsunddreißigtausend Mark? Eine Lappalie, wenn man sie hat, eine Riesensumme, wenn man sie bezahlen soll und nichts hat!“

„Und meine Verlobung mit — mit jenem Herrn würde Dich retten?“ Hastig stieß sie es hervor. Ihr Atem stockte.

„Sie allein! Seinen eigenen Schwiegervater könnte er doch nicht auspfänden lassen.“

„Seinen Schwiegervater? So wäre der Baron Breslauer Dein Gläubiger?“ Der Schrecken lähmte ihr fast die Zunge.

„Allerdings.“

„Allmächtiger Gott!“

„Was ist Dir? Du zitterst —“

„Nichts. Schreibe sogleich dem Herrn Baron, daß ich seine Werbung annehme.“ Mit fester Stimme, als ob sie die gleichgiltigste Sache von der Welt bespräche.

Der Geheimrat traute kaum seinen Ohren.

„Wie Paula, Du wolltest —“

„Meine Kindespflicht erfüllen, selbstredend!“ Widerum ohne bemerkbare Erregung. Höchstens das Fibrieren

ihrer geschweiften Nasenflügel und das Zucken ihrer Unterlippe hätten einen feineren Beobachter, als ihr viel zu sehr mit seiner eigenen Angelegenheit beschäftigter Vater es war, auf eine innere Erregung schließen lassen.

Karch war überglücklich. So leicht hatte er sich den Sieg nicht gedacht. Sie war doch ein famoses Mädel, seine Paula, und er war gerettet.

Er wollte ihr um den Hals fallen, da sie ihn aber abwehrte, so begnügte er sich damit sie auf Stirn und Wangen zu küssen. Er nannte sie sein Goldtöchterchen, seinen Augapfel, sein kluges Kind, seinen Stolz, sein Lebensglück. Nur mühsam konnte sie sich seiner überschwänglichen Zärtlichkeiten, die sie in diesem Augenblicke geradezu peinlich berührten, erwehren.

„Weshalb nur so viele Worte um einer so selbstverständlichen Sache willen,“ sagte sie, als sie endlich zu Worte kommen konnte, noch immer in dem geschäftlich gleichmütigen Tone. „Du sagst mir, daß meine Verlobung mit Breslauer allein Dich retten kann, da ist es doch einfach selbstverständlich, daß ich mich nicht länger sträube. In das Notwendige muß man sich eben fügen.“

„Du braves, Du tapferes Goldherz Du! Aber für mich sollst Du Dich nicht opfern, mein Kind! Nein, nein, ich nehme Dein Opfer nicht an!“

Er hatte gut den Edelmütigen spielen, wußte er doch zu gut, daß sie, wo sie einmal ja gesagt hatte, nichts von ihrem Entschlusse abzubringen imstande wäre!

„Reden wir nicht mehr davon," die Sache ist abgemacht. Schreibe dem Baron sogleich."

„Du wolltest also wirklich? Wird es Dich aber auch nicht gereuen?"

„Mich hat noch nie etwas gereut, was zu thun ich für Recht erkannt hatte!"

„Ja, ja, Du hast einen Charakter wie ein Mann! Oder vielmehr wie selten ein Mann heutzutage. Aber Du wirst es auch gut haben, mein Kind, verlaß Dich darauf! Wenn Dir die Sache jetzt auch wenig verlockend scheint, l' appetit vient en mangeant. Glaube Deinem welterfahrenen Vater. Dem Reize des Goldes hat noch niemand auf die Dauer widerstanden! — Doch jetzt lebe wohl, mein Liebling und vergiß nicht das Bibelwort: ‚Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser.' Es wird Dich trösten."

Noch einen flüchtigen Kuß auf die bleiche Stirn seiner Tochter, und hinaus war der zärtliche Vater.

Paula aber sank mit lautem Schluchzen in die Knie und barg den Kopf in dem Polster ihres Sessels. Der Rückschlag nach der fast übermenschlichen Selbstbeherrschung trat ein, sie war nicht länger Herrin ihrer Nerven. Sie hatte ihnen zu viel zugemutet. Unaufhaltsam flossen jetzt ihre Thränen, die ersten seit jene bittere Enttäuschung ihr armes Herz so schwer bedrückte. Mit voller Leidenschaft gab sie sich jetzt ihrem Schmerze, ihrer Verzweiflung hin, nachdem sie sich so lange heldenmütig dagegen gewehrt hatte. Die Natur war eben doch stärker als ihr Wille!

Aber welchem Leben sah sie auch entgegen! Die herbe Enttäuschung, das bittere Herzeleid würde sie schon ertragen haben, aber die Aussicht, jenem widerlichen, aufs tiefste verachteten Menschen angehören zu sollen fürs ganze Leben, die schien ihr unerträglich. O wenn sie sterben könnte! Untertauchen in die schmerzlose Stille des Nichtseins! Aber sie durfte ja nicht. Noch nicht! Erst galt es ja den Vater zu retten! Dann, wenn ihre Rettungsthat vollbracht, wenn sie vom Altare zurückgekehrt sein würde, ja dann — —

Da trat die Mutter geräuschlos ein. Die Mutter! Wie hatte sie dieser so ganz vergessen können! Dem lieben, treuen Mutterherzen durfte, konnte sie ja das nicht anthun! Und auch sich selbst nicht! Schimpflicher Wortbruch würde es ja sein, Meineid und Betrug gegen den Verhaßten, ihren künftigen Gatten! Erst das Geld nehmen und dann die Ware ihm vorenthalten? Wie erbärmlich! Ware! Ja Ware war sie, dem Bräutigam und auch dem eigenen Vater!! — Also auch der Trost auf das baldige Nichts war ihr genommen!

Frau von Karch war soeben durch ihren Gatten in rücksichtsloser Kürze von Paulas Entschlusse unterrichtet worden. Nun kam sie herbeigeeilt, um ihr armes Kind zu trösten. Sie wußte ja, was es leiden mußte. Zärtlich schloß sie die noch immer Schluchzende in ihre Arme und zog sie sanft zu sich empor. Noch lange rannen des Mädchens Thränen an der Mutter Brust hernieder, bis allmählich der Thränen Quelle

versiegte und eine etwas ruhigere Stimmung über Paula kam.

„Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser.“ Auch von der Mutter vernahm sie diesen Spruch, der sie trösten sollte, der ihr aber wie bitterer Hohn durch die Seele schnitt.

XV.

Als der Geheimrat in sein Arbeitszimmer zurückkehrte, fand er einen außergewöhnlich umfangreichen Brief auf seinem Schreibtische vor. Kopfschüttelnd betrachtete er die ihm gänzlich fremde Handschrift der Adresse, sowie den Stadtpoststempel, drehte den Brief mehrmals hin und her und öffnete ihn endlich durch hastiges Abreißen des Umschlages, den er achtlos in den Papierkorb warf. Wie erstaunte er aber, als er den Inhalt erkannte! Seine Wechsel! Er traute seinen Augen kaum. Aber so genau er die Dokumente auch prüfte, es waren und blieben die von ihm eigenhändig ausgestellten Wechsel. Auch nicht einer fehlte daran. Eine unbändige Freude bemächtigte sich seiner, nun hatte er ja keine Schulden mehr! Er konnte das Haupt wieder hoch tragen, seine Stellung blieb unerschüttert!

Der Breslauer war doch eine edle Seele! Wer hätte so etwas von ihm erwartet? Ihm so ohne weiteres die Wechsel auszuliefern! Wie nobel, wie uneigennützig!

Uneigennützig? Doch wohl nicht so ganz, im Gegenteil, seine Absicht lag nur zu klar zu Tage. Durch schein=

baren Edelmut wollte er sich seine Aussichten verbessern, ihn moralisch nötigen, nun auch seine Sache mit dem gehörigen Nachdruck zu vertreten. Der Schlaumeier! — Nun aber schnell ins Feuer mit den verdammten Wechseln, die ihm schon so viel unruhige Stunden bereitet hatten; er mochte die Zeugen seiner Sorgen nicht mehr sehen.

Er zündete das spiralförmig gedrehte Wachslicht auf seinem Schreibtisch an und ließ die Wechsel, einen nach dem andern, langsam bis auf den letzten Rest verbrennen. Erleichtert atmete er auf, als das letzte der Papiere zu Asche verkohlt war. Nun war er fürs erste wieder sorgenfrei! Was hätte ihm der verliebte Jude jetzt noch anhaben können?

Da schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf: Seine Tochter war jetzt auch frei! Was hatte er nötig, das arme Ding jetzt noch in die verabscheute Ehe mit dem Geldprotzen zu treiben? Der zwingende Grund dazu lag ja nicht mehr vor! Eine famose Gelegenheit den zärtlich besorgten Vater herauszukehren. Wie würde sie ihm danken, wenn er vor sie hinträte mit den Worten: „Du bist frei, ich wollte Dich nur auf die Probe stellen, wieweit deine Kindesliebe ginge." — Aber nein, es war ja nur zu ihrem eigenen Besten, wenn sie den reichen Mann heiratete. Das war es zweifellos, und seine Pflicht als Vater war es, ihr den Weg für die Zukunft zu ebnen. Er mußte für ihr künftiges Glück Sorge tragen, und später würde sie es ihm sicherlich selbst noch danken. Und er selbst? Seine augenblickliche Verlegenheit war zwar beseitigt, aber für die

Zukunft war damit nicht viel gebessert. Er brauchte nun einmal Geld zum Leben und der Staat zahlte doch gar zu erbärmlich! Wenn er einen fünffachen Millionär zum Schwiegersohne hatte, dann mußte doch wohl auch etwas für ihn abfallen. Die Heirat mußte auf jeden Fall zustande kommen, sobald wie möglich. Deshalb wollte er auch gleich zum Baron hinauseilen und diesem sein aufsteigendes Glück persönlich ankündigen.

Er nahm seinen Hut und machte sich auf den Weg nach der Tiergartenstraße. Eigentlich war es ihm doch recht ärgerlich, daß der Baron die plötzliche Bereitwilligkeit Paulas als die Folge seiner Großmut auslegen würde. Doch daran war nun mal nichts zu ändern. Und was that es auch schließlich? Es war vielleicht sogar ganz vorteilhaft, wenn jener wußte, daß Großmut belohnt würde.

David von Breslauer lag langausgestreckt auf der mit kostbaren Pelzen belegten Chaiselongue in seinem „Arbeitszimmer", als der Besuch des Geheimrats von Karch ihm gemeldet wurde. Sein fetter Leib war von einem wattierten Schlafrock von bunter persischer Seide umhüllt, das Haupt mit einem roten Fez bedeckt. Seine wulstigen Lippen saugten behaglich an dem Bernstein seines türkischen Tschibuks. Heinz Tovotes neuester Roman war seinen Händen entglitten und lag aufgeschlagen am Boden. Auf einem zierlichen Ebenholztischchen neben ihm stand eine Krystallkaraffe mit goldbraunem Portwein, daneben eine Syphonflasche.

David gähnte wohl schon zum zwanzigsten Male als der Diener eintrat, um den Besuch des Geheimrats

anzumelden. Verwünschte Störung! Konnte er denn nicht einmal ein bißchen Ruhe haben?

Sein erster Impuls war, den unerwünschten Besuch abweisen zu lassen. Was konnte der Mensch von ihm wollen? Sicherlich handelte es sich um die fälligen Wechsel. Aber von einer abermaligen Gestundung konnte gar keine Rede sein. Gott bewahre, der adelsstolze Habenichts sollte seine Macht nur fühlen. Deshalb entschloß er sich nach kurzer Überlegung, den Besucher vorzulassen. Er gönnte dem hochnäsigen Büreaukraten die Demütigung, als Bittender hier vor ihm stehen zu müssen. Darum wollte er ihn auch gleich so wie er ging und stand empfangen. Das zeigte recht die Überlegenheit seiner Position. Was brauchte man mit Bittstellern denn erst große Umstände zu machen. Also der Herr möchte nur eintreten.

Nach dieser Weisung nahm er die hochmütigste Miene an, die ihm zur Verfügung stand, und in einen Mantel von eisiger Kälte gehüllt, erwartete er halb sitzend, halb liegend seinen Besucher. Dieser stutzte einen Augenblick, als er, im Begriff die Schwelle des Zimmers zu überschreiten, den sonderbaren Empfangsanzug des Hausherrn gewahrte. Doch über solche Kleinigkeiten wollte er jetzt hinwegsehen. Er überwand deshalb seinen Ärger über die Taktlosigkeit des Barons, und demselben schon von weitem beide Hände entgegenstreckend, rief er im freundschaftlichsten Tone aus, während Breslauer sich nachlässig erhob und seinen Fez auf das Sofa warf!

„Mein lieber Herr Baron, wie soll ich Ihnen

danken für Ihren großmütigen Freundschaftsbeweis? Sie sind der edelste Mensch, der mir je zu Gesichte gekommen!“

Verblüfft starrte ihn der also Gefeierte an und willenlos ließ er — seiner beabsichtigten Kälte zum Trotz — dem andern seine Hände, die dieser herzhaft schüttelte. Karch aber fuhr fort, da der Baron in staunendem Schweigen verharrte:

„Sie hätten mich wirklich gar nicht besser von der Noblesse Ihrer Gesinnung überzeugen können, als durch diese hochherzige That. Ganz eines Edelmannes würdig! Mein lieber Herr Baron!“

„Wenn ich nur wüßte,“ stammelte dieser „was Sie eigentlich wollen.“

„Ah, Sie wollen nicht, daß man davon redet? Also auch noch Bescheidenheit zur Großmut! Sie sind ein wirklicher Edelmann, wahrhaftig!“

Breslauer begann am Verstande seines Gastes zu zweifeln. Oder wollte dieser sich über ihn lustig machen? Fast schien es so. Ärgerlich machte er seine Hände, die der Geheimrat noch immer drückte, los und sagte in gereiztem Tone:

„Sie würden mich unendlich verbinden, wenn Sie mir sagen wollten, was Sie denn eigentlich zu mir führt.“

„Nichts anderes, als das Bedürfnis Ihnen von ganzem Herzen zu danken, liebster, bester Baron! Was denn sonst?“

„Zum Teufel mit Ihrem Danke, wenn ich nicht

weiß weshalb und wofür! Wollen Sie mich zum Besten haben, Herr?"

Jetzt war das Verwundern an Karch. Die Haltung seines lieben Barons sah gar nicht nach Verstellung aus, sondern der Ärger, die Gereiztheit, die aus seinen Worten und Mienen sprach, war gar zu natürlich. Was bedeutete das?

„Nun, ich dächte die Wechsel wären doch schon eines Dankes wert, wenn ich auch selbstredend nicht daran denke, sie als Geschenk zu betrachten. Ich bleibe natürlich einstweilen Ihr dankbarer Schuldner. Aber dennoch danke ich Ihnen von ganzem Herzen für die Zusendung."

„Die Wechsel? Geschenk? Zusendung? Was zum Teufel wollen Sie denn nur mit den Wechseln?"

„Aber Ihre Verstellung ist doch wirklich komisch! Nachdem Sie mir die Wechsel per Post zugesandt haben —"

„Ich Ihnen Wechsel zugesandt? Herr, Sie sind verrückt!" Er konnte nicht länger an sich halten.

Der Geheimrat runzelte die Stirn und strich sein rechtes Bartkotelett.

„Alles hat seine Grenzen," sagte er streng, „selbst der Scherz. Ich muß doch sehr bitten, die unter Kavalieren üblichen Formen zu wahren."

„Und ich muß bitten, alle faulen Witze beiseite zu lassen!" kreischte der erzürnte Baron. „Ich habe nichts mit Ihren faulen Wechseln zu thun und will nichts damit zu thun haben! Oder vielmehr, ich habe sehr viel damit zu thun! Ich verlange die endliche Be-

gleichung derselben! Heute noch klage ich sie ein, wenn Sie nicht vorziehen zu bezahlen."

Jetzt erschien der Baron seinem Besucher verrückt. Kein Zweifel, der Mensch hatte in einem Anfall von Irrsinn ihm die Wechsel zugeschickt. Wie dem auch sei, die Dinger waren aus der Welt geschafft, das war und blieb die Hauptsache. Es reizte ihn, auf den Ulk einzugehen, deshalb sagte er voller Ironie:

„Nun so präsentieren Sie doch in Gottes Namen Ihre Wechsel! Ich werde sie sogleich bezahlen."

David Breslauer kochte vor Wut. Das also war der Zweck des sonderbaren Besuches! Der alte Fuchs hatte sich irgendwo Geld zu verschaffen gewußt und hielt es nun für angezeigt, jetzt, wo er ihn nicht mehr zu fürchten hatte, sich über ihn lustig zu machen. Aber wo mochte er das Geld nur aufgetrieben haben? Natürlich von einem neuerdings aufgegabelten Schwiegersohne. Das Blut stieg ihm bei diesem Gedanken in heißen Wellen in den Kopf, eine wahnsinnige Eifersucht gegen den Unbekannten packte ihn. Ingrimmig und wegwerfend zugleich höhnte er:

„Mit dem Gelde Ihres Schwiegersohnes natürlich?"

„Natürlich." In Gedanken setzte er hinzu: „Der gute Breslauer ist wirklich komisch!"

Der Baron war währenddessen an seinen Schreibtisch getreten. Mit unwilliger Geberde riß er das rechte Schubfach auf, um das bewußte Kouvert hervorzuholen. Doch er konnte es nicht finden. So sehr er auch den Inhalt des Faches durchwühlte, es war umsonst. Er öffnete die übrigen Fächer des Schreib-

tisches: das graue Kouvert war nirgends zu finden. Er verfärbte sich, und „Spitzbüberei“ knirschte er zwischen den Zähnen.

„Wie sagten Sie?“

„Spitzbüberei!“ brüllte er jetzt in unbändigem Zorne. „Elende Spitzbüberei! Die Wechsel sind mir gestohlen! Von wem, werden Sie ja wohl am besten wissen!“

Sprachlos über diese Frechheit starrte der Geheimrat den Wütenden eine Weile an. Dann trat er dicht vor ihn hin und ihn mit durchbohrenden Blicken scharf aufs Korn nehmend, entgegnete er in mühsam verhaltenem Zorn, ohne seine hoheitsvolle Haltung zu verlieren:

„Und das wagen Sie mir ins Gesicht zu sagen?“

Dem kleinen David fuhr der Schreck in die Glieder, als er den nachdrücklichen Ernst seines Besuchers aus dessen Mienen und Worten wahrnahm. Das war nichts Gemachtes, das war wahrhafte Entrüstung, das war der Zorn eines in seiner Ehre tief gekränkten Mannes. Ängstlich trat er einige Schritte zurück, ehe er zaghaft stammelte:

„Die Wechsel sind aber aus meinem Schreibtische verschwunden und Sie haben mir selbst gesagt, daß sie in Ihrem Besitze sind. Zu Ihnen geflogen können sie ja doch nicht sein!“

„Und Sie glauben im Ernste, daß ich —“

„Niemand anders kann aber doch ein Interesse an den Wechseln haben.“ Verlegen blinzelte er nach dem Geheimrat hinüber, indem er die gelbseidenen Quasten seines Schlafrockes in nervöser Unruhe durch seine dicken Finger gleiten ließ.

Karch, entgegnete im Tone unsäglicher Verachtung:

„Herr, Sie werden mein Schwiegersohn nicht.“ Dabei ergriff er seinen Hut, den er im Laufe des Gespräches neben sich auf den Tisch gestellt hatte. In diesem Augenblicke war er wirklich froh, daß aus dieser Verbindung nichts werden konnte, seine Paula war doch viel zu gut für einen solchen Kerl!

„Ihr Schwiegersohn — ich?“ fragte halb erstaunt und halb erfreut der verblüffte Baron.

„So sagte ich. Um Ihre Verlobung mit meiner Tochter festzusetzen, kam ich hierher. Doch jetzt kann davon keine Rede mehr sein.“

Der Baron dachte nach, wie er wohl den erzürnten Geheimrat wieder besänftigen könne. Doch dieser fuhr in seinem strengen Tone fort, ohne die geringste Erregung zu verraten:

„Sie werden sich natürlich mit mir schießen.“ Er wußte genau, daß diese zitternde Jammergestalt da vor ihm nie vor seine Pistole treten würde.

Breslauer zitterte in der That, denn der bloße Gedanke an ein Duell erfüllte ihn mit Angst und Schrecken.

„Schießen? Warum nicht gar! Ich hab nichts Beleidigendes gesagt, kein Wort!“

„Ihre unverschämte Anspielung war mehr als deutlich. Sie werden sich also mit mir schießen oder — ich stelle Sie öffentlich an den Pranger.“ Er hatte längst die Überlegenheit seiner Position erkannt und nahm sich vor, dieselbe nach Kräften auszunützen. Jetzt konnte er von diesem Jammerkerl alles erreichen.

„Um Gottes willen, nur das nicht!“ dachte David. Er hatte sich gerade im adligen Kasino zur Aufnahme angemeldet — zum zweiten Male bereits — und diesmal hatte er Aussicht, durchzukommen, da er sich einflußreicher Fürsprache zu erfreuen glaubte, und nun wollte ihm dieser hochnasige Geheimrat das Spiel verderben? Nicht nur die Aussicht, das so glühend begehrte Mädchen endlich sein zu nennen, wollte er ihm rauben, auch noch die ersehnte Aufnahme in das Adelskasino würde er verhindern! Das durfte aber nicht geschehen! Lieber wollte er sonst etwas thun!

Vor allen Dingen mußte er den empörten Geheimrat wieder zu besänftigen suchen. Auf eine förmliche Abbitte kam es ihm wahrhaftig nicht an, ob er nun mitschuldig an dem Raub war, oder nicht. Die Hände reibend und mit süßlicher Miene näherte er sich dem Gaste.

„Liebster, bester Herr Geheimrat,“ begann er, „ich bedaure wirklich unendlich, wenn meine voreiligen Worte Sie beleidigt haben. Dies lag wahrhaftig nicht in meiner Absicht. Bedenken Sie doch meinen Schreck, meine Aufregung bei der unerwarteten Entdeckung, daß ich bestohlen war. Es war wirklich nicht böse gemeint!“

„Böse gemeint oder nicht, die Worte sind gefallen und fordern Genugthuung! Ich werde Ihnen noch heute meine Zeugen schicken.“ Eine förmlich kalte Verbeugung und stolz erhobenen Hauptes schritt Karch der Thüre zu.

Breslauer, in tödlicher Angst stürzte ihm nach und hielt ihn am Rockschoße fest. Flehend rief er aus:

„Bleiben Sie, Herr Geheimrat, einen Augenblick noch, ich bitte dringend darum!“

Mit königlicher Würde drehte sich jener halb herum und fragte von oben herab:

„Sie wünschen, mein Herr?“

„Kommen Sie, verehrtester Herr Geheimrat, lassen Sie diese Witze! Wir sind doch ein paar vorurteilsfreie Männer und werden uns eines unbedachten Wortes wegen nicht die Schädel zerschmettern!“

„Ich werde thun, was meine Ehre mir gebietet!“ Erneutes Abwenden.

„Aber so nehmen Sie doch nur Vernunft an, Herr Geheimrat! Es hat ja niemand meine dumme Bemerkung vorhin gehört! Und ich bitte Sie in aller Form um Verzeihung. Was wollen Sie denn noch mehr? Auf Bezahlung der dummen Wechsel verzichte ich gern, und wenn Sie etwa in Geldverlegenheit —“

„Genug, Herr Baron, kein Wort weiter! Sie sehen Ihr Unrecht ein, Sie bitten um Verzeihung, gut denn: ich verzeihe Ihnen.“ Und mit der Herablassung eines Fürsten, der die huldvoll erteilte Audienz beendet, hielt er ihm schlaff die Spitzen seiner Hand entgegen.

Breslauer ergriff die dargebotene Hand in sichtbarer Freude und zog den Geheimrat auf den Divan, wo er sich dicht neben ihm niederließ. Einschmeichelnd, lächelnd sagte er dabei:

„Mit wie viel kann ich dienen? — Ich weiß, das

Gehalt eines Geheimrats ist etwas knapp im Vergleich zu seinen gesellschaftlichen Verpflichtungen."

Karch hielt es für angebracht den Entrüsteten zu spielen:

„Aber, Herr Baron! Was denken Sie denn von mir!"

„Was werd' ich groß denken! Ich denke ein Ehrenmann ist der Hilfe des andern wert. Ich bin im Überfluß, Sie in Verlegenheit, also helf' ich Ihnen aus. Das ist doch selbstverständlich!"

Er gefiel sich ordentlich in der Rolle des uneigennützigen Helfers, obgleich ihm die Komödie eigentlich recht lächerlich vorkam.

Er war bei seinen letzten Worten an das feuersichere Salonschränkchen getrippelt, das in der Ecke hinter seinem Schreibtisch stand, und hatte es geschäftig geöffnet. Er nahm ein Päckchen rötlicher Reichsbanknoten heraus und dieselben seinem Gaste hinhaltend, fuhr er fort: „Mit fünftausend Mark könnte ich im Augenblick gerade dienen."

Mit begehrlichen Blicken verschlang Karch die Noten. Er mußte gewaltsam an sich halten, um nicht hastig zuzugreifen. Aber ein bißchen sträuben wollte er sich anstandshalber doch noch. Deshalb sagte er zögernd:

„Ich stehe allerdings momentan gerade vor etlichen größeren Ausgaben, indessen —"

„Indessen machen Sie kein Gesaire, Herr Geheimrat! Nehmen Sie das lumpige Sümmchen an sich und schreiben Sie es zu dem übrigen."

Jetzt zierte sich Karch nicht länger, sondern steckte das Päckchen gleichmütig in seine Brusttasche.

„Nur, um Sie nicht zu kränken, lieber Baron, werde ich das Darlehn annehmen. In längstens vier Wochen natürlich werde ich —“

„Schon gut, schon gut! Reden wir nicht mehr davon! Stecken wir uns lieber ein Friedenspfeifchen an. Voilà die beliebte Henry Clay, neuester Ernte. Wird Ihnen schon munden.“

Der Geheimrat entnahm dem ihm dargebotenen Kistchen eine der köstlich duftenden Havannas, musterte sie mit Kennerblick, hielt sie ein Weilchen unter die Nase und steckte sie dann mit bedächtiger Ruhe in Brand. Schweigend sog er den würzigen Rauch ein, den er durch die Nase wieder von sich blies. Breslauer dagegen biß mit nervöser Hast auf seinem Stengel herum und qualmte, daß er bald ganz in Rauchwolken gehüllt war. Unruhig rückte er dabei auf seinem Polstersessel hin und her. Er mußte die Sache zum guten Ende führen, wußte aber nicht recht wie er es anfangen sollte. Endlich begann er verlegen, mit gesenkten Augenwimpern:

„Erwähnten Sie nicht vorhin Ihr Fräulein Tochter?“

„Allerdings.“

Tiefes Schweigen. Nur das Paffen der Raucher war vernehmbar. Breslauer biß mit verdoppeltem Eifer auf seiner Zigarre herum, sodaß der braune Saft aus seinem linken Mundwinkel herauslief und auf dem

orangegelben Revers seines Schlafrockes seine Spuren hinterließ. Dann nahm er einen neuen Anlauf:

„Wie geht es dem gnädigen Fräulein?"

„Danke, gut." Mit der gleichgültigsten Miene von der Welt saß er da und blies blaue Ringe in die Luft.

Der Baron biß sich auf die wulstige Unterlippe. Dieser steifleinene Geheimrat wollte ihn nicht verstehen. Aber er durfte nicht locker lassen.

„Darf man es wagen, dem Fräulein Tochter seine Aufwartung zu machen?"

„Warum nicht? Sie wissen, daß mein Haus Ihnen allzeit offen steht."

War denn mit diesem bockbeinigen Büreaukraten gar nicht von der Stelle zu kommen? Aber nur weiter!

„Wie wird aber Fräulein Paula meinen Besuch aufnehmen?"

„Ich denke gut."

„So dürfte ich also jetzt endlich hoffen?" Atemlos lauschte er der Antwort. Jetzt mußte ja die Entscheidung fallen. Seine Glotzaugen leuchteten in unheimlicher Begehrlichkeit.

Der Geheimrat blies einige neue Ringe von sich, ehe er erwiderte:

„Ich erlaubte mir schon einmal zu bemerken, daß ich mit der Absicht hierher kam, mit Ihnen den Ehekontrakt zu vereinbaren."

Breslauer sprang wie elektrisiert in die Höhe:

„Ehekontrakt? Bester Geheimrat, ist das Ihr Ernst?"

Mit Nachdruck: „Es war mein voller Ernst. Jetzt freilich —“

„Jetzt! Was ist denn jetzt anders! Sie werden doch nicht plötzlich andern Sinnes geworden sein?“

„Allerdings doch. Jener abscheuliche Verdacht —“

„War ja der reine Unsinn! Sprechen wir nicht mehr davon.“

„Doch, doch. Ehe Sie dem Thäter nicht auf der Spur sind, kann von weiteren Verhandlungen schlechterdings nicht die Rede sein.“ Er hielt es für geraten den ungeduldigen Freier gehörig zappeln zu lassen. Ganz mürbe sollte er werden.

Breslauer stand breitbeinig vor ihm, die in den Taschen seines weiten Schlafrockes versenkten Hände seitwärts gespreizt.

„Ich bin ihm ja längst auf der Spur,“ rief er triumphierend aus. Nur einer kann der Dieb sein, nur einer!“

„Und das wäre?“

„Niemand anderes als Ihr junger Hausfreund, Förster!“

Der Geheimrat war nahe daran seine würdevolle Haltung zu verlieren. Auf diese Antwort war er nicht gefaßt gewesen! Er erhob sich gemessen, legte seine Havanna auf den Aschenbecher und sagte mit kalter Strenge:

„Also immer noch jener unwürdige Verdacht! So muß ich Ihnen dennoch meine Zeugen schicken.“

Breslauer geriet in gelinde Verzweiflung. Nun wurde ihm dieser Geheimrat wieder aufsässig! Jetzt,

wo alles im besten Zuge war! Er ergriff seinen Gast bei den Schultern und drückte ihn auf das Sofa zurück, indem er eindringlich ausrief:

„Aber ich denke ja gar nicht daran, Sie irgendwie mit der Sache in Verbindung zu bringen! Der junge Fant hat sich einfach bei Ihnen einschmeicheln wollen, weil er Ihrer Tochter nachstellt, das ist das ganze Geheimnis!“

Dies mußte dem Geheimrat allerdings einleuchten. Wer anders hätte auch sonst ein Interesse haben können, daß die Wechsel in seinen Besitz gelangten? Niemand. Förster allein außer Arnheim, der doch wahrhaftig hier nicht in Frage kam, konnte Kenntnis von seiner Lage und Interesse daran gehabt haben. Und dennoch stimmte die Sache nicht ganz. Was fragte Förster nach seiner Tochter? Nichts, da er sich seine Laura auserkoren.

„Sie sind im Irrtum, Verehrtester. Erich Förster hat sich ja soeben verlobt.“

„Der Förster hat sich verlobt? hahaha, was Sie sagen!“

„Ohne Spaß, es ist so!“

„Und gegen wen, wenn man fragen darf?“

„Mit einer gewissen Laura Veilchenduft!“

„Hahaha, famos, ganz famos! Durchschauen Sie denn wirklich den Witz nicht? Diese Verlobung ist doch zweifellos nur im Gehirn unseres gemeinsamen Freundes Arnheim entstanden! Ich möchte darauf wetten, daß besagte Laura überhaupt gar nicht existiert!“

Karch horchte auf. Also richtig ein Streich dieses Erzschelms Arnheim! Wie ein Anflug von Scham und Reue kam es jetzt über ihn. Er selbst hatte seine Hand geboten zu diesem unwürdigen Spiele! Er hatte dazu beigetragen seiner einzigen Tochter bitterstes Herzeleid zu bereiten! Es war doch recht schändlich von ihm!

Aber gar bald war diese sentimentale Regung überwunden. Es war ja doch alles nur zu ihrem Besten! Ihre Zukunft wollte er sicher stellen, voilà tout. Jetzt galt es festzuhalten an dem für richtig Erkannten und die Gunst des Augenblicks zu nützen. Er wollte sprechen, doch Breslauer, seine Zimmerwanderung unterbrechend, kam ihm zuvor:

„Übrigens werde ich die Sache mit dem Diebstahl gleich einmal klar legen. Sie mögen selbst Zeuge sein.“ Bei diesen Worten drückte er auf den Knopf der elektrischen Klingel . . . Dann brannte er sich eine neue Zigarre an.

Der Diener trat ein. Breslauer packte ihm am Rockkragen.

„Mensch,“ herrschte er ihn an, „wo ist das graue Kouvert hingekommen, das im rechten Fache meines Schreibtisches lag? Die Wahrheit, oder ich schicke nach der Polizei!“

„Aber Herr Baron!“ Mit sittlicher Entrüstung.

„Antwort will ich! Aber ohne Umschweife, kurz und bündig!“

Der Diener fragte sich, ob sein Herr den Verstand

verloren habe. Halb empört, halb ängstlich klang seine Antwort:

„Der Herr Baron haben doch selbst gestern nach dem Kouvert geschickt!“

„Ich geschickt? Bist Du verrückt geworden, Kerl? Wen habe ich denn danach geschickt und wann?“

„Gestern Mittag, kurz nach 12 Uhr, den roten Dienstmann.“

„Der Kerl hat wahrhaftig den Verstand verloren! Oder er ist der raffinierteste Schlingel auf Gottes Erde. Die Wahrheit endlich, Lümmel, die volle Wahrheit!“ Dabei schüttelte er den ganz verblüfften Diener aus Leibeskräften.

Dieser entwand sich mit einem unwilligen Ruck den Händen seines Herrn und sagte in aufrichtiger Entrüstung:

„Ich muß gehorsamst bitten! Ich habe den Herrn Baron noch nie belogen! Ein Dienstmann kam mit dem Auftrage des Herrn Baron, ihm sogleich das bewußte Kouvert zu übergeben; er beschrieb genau die Lage desselben, ein Irrtum schien somit ausgeschlossen.“

„Und Du Esel konntest in solche grobe Falle gehen? Du Dummkopf, einfältiger!“

„Aber der Dienstmann legitimierte sich ja durch des Herrn Barons Karte, die er von diesem selbst empfangen haben wollte. Hier ist sie noch.“ Er griff in die Brusttasche seines Livreerockes und zog die freiherrliche Visitenkarte hervor, welche noch die deutlichen Spuren der groben Finger des Dienstmannes trug.

Breslauer nahm die Karte und betrachtete sie kopfschüttelnd.

„Seltsam,“ murmelte er. Doch da blitzte ihm auch schon das Verständnis auf. Die Karte hatte er ja dem jungen Menschen, dem Förster, vorgestern selbst übergeben! Nun war alles klar. Triumphierend wandte er sich zum Geheimrat, und sich neben ihn setzend und ihn auf die dünnen Schenkel klopfend, sagte er:

„Da haben wir den Beweis! Alles ist klar. Ganz wie ich vermutete.“ Und sich wieder zum Diener wendend, der halb verblüfft und halb beleidigt vor sich hinschaute: „Ein gewissenhafter Diener hätte das Papier selbst seinem Herrn überbracht, statt es dem ersten besten Dienstmanne anzuvertrauen.“

„Hätte ich ja auch gethan, wenn die Bestellung nicht gewesen wäre.“

„Welche Bestellung?“

„Ich solle ja das Haus nicht verlassen, sondern die Dame, welche der Herr Baron erwarte, unter allen Umständen zurückzuhalten versuchen.“

„Hören Sie nur, liebster Geheimrat, diese abgefeimten Spitzbuben! Ist es nicht zu toll?“

Der Geheimrat begriff noch immer nicht, warum gerade Förster sollte der Schuldige sein. Er wollte seinem Zweifel erneuten Ausdruck geben, doch Breslauer schnitt ihm das Wort ab.

„Ein klein wenig Geduld, bitte! Ich will nur das Examen erst beenden.“ Und zum Diener gewandt: „Welche Nummer hatte denn der Dienstmann?“

„Ich habe nicht darauf geachtet. Die Karte des Herrn Barons ließ ja keinen Zweifel in mir aufkommen!"

„Eine neue Eselei! Würdest Du ihn wenigstens wiedererkennen?"

„Zweifellos. Er war von mittelgroßer Statur, sehr kräftig gebaut, trug hellbraunen Vollbart und hatte auffallend große Hände."

„Es ist gut, Du kannst gehen. — Friedrich," rief er den bereits abgetretenen Diener nochmals zurück, „ich wünsche, daß vorläufig niemand etwas von der Geschichte erfährt, hörst Du? Niemand!"

„Sehr wohl, Herr Baron."

Als der Diener das Zimmer verlassen hatte, brach der Hausherr in ein unbändiges Lachen aus.

„Was sagen Sie nun zu ihrem Günstling, mein Lieber? Ein nettes Früchtchen, was?"

„Ich begreife nur nicht, was Ihnen die Gewißheit giebt, daß gerade Förster — —"

„Nun das ist einfach genug. Er allein kannte den Aufbewahrungsort der Wechsel, da ich sie Tags zuvor in seinem Beisein in den Kasten geworfen, ohne diesen zu verschließen. Er hat mir nämlich die Dinger erst überbracht. Sodann habe ich ihm selbst meine Karte gegeben, als Quittung für das abgelieferte Kouvert. Endlich konnte niemand sonst ein Interesse an den Wechseln haben, da wir von Ihrer Person natürlich ganz absehen müssen." Die letzten Worte sprach er mit höhnischem Grinsen.

Der Geheimrat brauste auf:

„Das will ich mir auch ausgebeten haben!“

Breslauer ignorierte diesen Ausruf und fuhr fort:

„Wie famos das Bürschchen den Baron gespielt haben mag! Der kann es ja als Hochstapler noch weit bringen. Die Polizei wird mir dankbar sein, daß ich ihm gleich im Anfang seiner Laufbahn das Handwerk lege.“

Der Geheimrat, erbleichend:

„Die Po—li—zei? Sie wollen doch nicht —“

„Nu aber selbstverständlich! Ich werde doch das Früchtchen nicht etwa schonen? Das fehlte noch!“ Mißtrauisch schielte er dabei nach seinem Nachbar hinüber.

„Ach, lassen Sie doch den armen Teufel laufen! Er hat ja schon drei Jahre im Voraus abgesessen. Und schließlich hat er ja doch uns allen beiden einen Dienst mit seiner schlauen That erwiesen.“

„Was, ich sollte den Schlingel laufen lassen? Warum nicht gar!“ Höhnisch, triumphierend, betrachtete er jetzt den Geheimrat. Dieses warme Eintreten für den Gauner war denn doch gar zu verräterisch. „Der Herr Geheimrat scheinen wirklich ein recht warmes Interesse an dem jungen Spitzbuben zu nehmen!“

Karch verstand die Anspielung sehr wohl und der Zorn stieg in ihm auf. Er beherrschte sich indessen, denn es lag ihm daran, den Baron jetzt nicht zu reizen. Er ignorierte daher die infame Anspielung und sagte im Tone ruhiger Auseinandersetzung:

„Bedenken Sie doch den Skandal, wenn die ganze

Wechselgeschichte vor dem Gerichte breitgetreten würde. Der Geheimrat von Karch als Wechselreiter würde in aller Munde sein. Und was würde die Welt erst über den Baron von Breslauer sagen, wenn es offenkundig würde, welcher Mittel er sich bei seiner Brautwerbung bedient hätte! Wie man wohl im Adelskasino darüber denken würde!“

Das wirkte. Mochte der Geheimrat nun mitschuldig sein oder nicht, von einer gerichtlichen Verfolgung der Sache durfte jedenfalls keine Rede sein. Um so leichter würde er nun mit dem zähen Schwiegervater in spe fertig werden.

„Nun meinetwegen, schweigen wir die Sache tot und lassen wir den Galgenstrick laufen! Ich wasche meine Hände in Unschuld. Aber Sie wünschen es und das genügt. Kehren wir also zu unserem Geschäfte zurück. Aber erst brennen Sie sich eine neue Havanna an und nehmen Sie ein Glas Portwein. 1845er, ein ganz seltener Tropfen. Bitte.“ Damit präsentierte er die Zigarrenkiste und füllte zwei Gläser mit Portwein. „Auf glattes Geschäft.“

„Geschäft?“ fragte der Geheimrat, unangenehm berührt von diesem Ausdrucke, indem er schlürfend den köstlichen Trank einsog. „Ah.“

„Nun ja, der Heiratskontrakt. Obwohl ich eigentlich nicht recht einsehe — bitte, noch ein Gläschen — wozu ein solcher überhaupt nötig ist.“

Der Geheimrat schlürfte bedächtig das zweite Glas aus, schnalzte mit der Zunge, klopfte sich die Brust vor Behagen und leckte sich die Lippen, während der

Hausherr erneut die Gläser füllte. Dann sagte jener ruhig:

„Aber ich sehe es ein. Wenn ich einen Millionär zum Schwiegersohn bekomme, so will ich doch auch für die Zukunft vor Entbehrungen geschützt sein. Das werden Sie wohl begreifen."

Des Freiherrn Gesicht verlängerte sich.

Wie meinen Sie das?" fragte er verdutzt.

„Ich meine, daß es Ihrem Schwiegervater nicht an dem Nötigsten zu einem standesgemäßen Auftreten fehlen darf, daß also eine jährliche Rente —"

„Eine Rente! Für gewöhnlich giebt der Vater der Tochter eine Mitgift oder Rente, aber nicht der Schwiegersohn dem Schwiegervater!"

„Für gewöhnlich! Für gewöhnlich giebt man seine Tochter auch nicht — pardon! — Ich meine, ein Mädchen aus altadeligem Geschlecht, eine anerkannte Schönheit noch dazu — und —"

„Und ein Judensprößling! Das wollten Sie doch sagen, nicht wahr?" Bitterer Haß blitzte dabei aus seinen Augen.

„Pardon! Aber es ist doch nun einmal in der Welt so. Es mag ja unrecht sein, aber —!" Verlegen zupfte er die Spitzen seiner langen Koteletten. Breslauer aber sprudelte giftig heraus:

„Der Judensprößling also ist zu schlecht für das adelige Mädchen, das Judengold aber ist gut genug für das adelige Wappen! Nicht wahr?"

„Was heißt Judengold? Von Palästina habt Ihr es doch sicher nicht mitgebracht, sondern den Christen

habt Ihr's im Laufe der Jahrhunderte abgenommen. Also ist es einfach in der Ordnung, wenn ein Teil dieses Goldes endlich wieder dahin zurückfließt, wo es herstammt. Ich halte diesen Akt der ausgleichenden Gerechtigkeit geradezu für eine Notwendigkeit."

„Und wieviel beanspruchen Sie für diesen von Ihnen zu inscenierenden Akt ausgleichender Gerechtigkeit?" Beißende Ironie klang aus diesen Worten.

„Zehntausend Mark per annum."

„Zehntausend Mark! Das entspricht einem Kapital von 250,000 Mark!"

„Ist das dem künftigen Gatten meiner Tochter zu viel?"

Geiz und Entrüstung kämpften in des Freiherrn Brust eine Weile gegen seine leidenschaftliche Begehrlichkeit. Aber er wollte nun einmal dieses schöne Mädchen erringen, und der kalte, zähe Bureaukrat sah nicht aus, als ob er mit sich handeln ließe. Was konnte es ihm auch schließlich auf die lumpigen zehntausend Mark per Jahr ankommen?

„Meinetwegen denn," sagte er nach kurzem Besinnen.

Der Geheimrat aber fuhr in seinem gleichgiltigen Geschäftstone fort:

„Zur Bestreitung der Ausstattung und für eine angemessene Hochzeitsfeier würden zwanzigtausend Mark allenfalls genügen."

Breslauer war starr über die unverfrorene Begehrlichkeit seines künftigen Schwiegervaters. Ärgerlich rief er aus:

„Die Ausstattungs- und Hochzeitskosten werd' ich selbst bestreiten!"

„Warum nicht gar! Damit es hieße, ‚der Geheimrat von Karch konnte nicht einmal seiner einzigen Tochter die Hochzeit ausrichten, geschweige denn eine Aussteuer mitgeben!' Nein, mein Lieber, das geht nicht! Am Verlobungstag spätestens muß dieses Geld in meinen Händen sein!"

Breslauer ungeduldig, empört: „Meinetwegen auch das noch! Ich werde den Vertrag noch heute aufsetzen lassen."

„Nur langsam, mein lieber Baron, nur langsam. Ein Vater muß alles reiflich erwägen."

„Was könnte es denn nun noch zu erwägen geben?" Dieser Geheimrat war ja von unersättlicher Habgier!

„Die Zukunft meiner Tochter."

„Nun, ich sollte meinen, die wäre für die Gattin des Baron von Breslau genügend gesichert."

„Nicht für alle Fälle."

„Für welche Fälle denn nicht?" Sprachloses Erstaunen.

„Zum Beispiel den Ihres Todes."

„Meines Todes?"

„Nun natürlich. Sie sind doch nicht unsterblich. Die Erbschaftsfrage muß doch klargestellt werden."

„Da ist nichts klar zu stellen. Ich habe keinerlei leibliche Verwandte, meine Frau und etwaigen Kinder werden mich den Gesetzen gemäß beerben."

„Gut, nehmen wir das im Kontrakt mit auf. Aber es könnte doch auch der Fall eintreten, daß, daß —

nun, daß Ihr Vermögen auf irgend eine Weise verloren ginge. Durch ungünstige Spekulation zum Beispiel."

„Ich spekuliere nie!"

„Jetzt vielleicht nicht. Aber wer kann in die Zukunft blicken?"

Breslauer hatte Lust, seinen künftigen Schwiegervater von der komischen Seite zu nehmen. Ironisch versetzte er:

„Wollen Sie mich vielleicht noch unter Kuratel stellen lassen?"

Der Geheimrat, ohne eine Miene zu verziehen, in größter Gelassenheit: „Ach nein. Aber eine gewisse Summe, sagen wir 200,000 Mark, als eisernen Bestand für alle Fälle, müßten Sie meiner Tochter als Morgengabe auf den Hochzeitstisch legen."

Breslauer riß Mund und Nase auf.

„Das ist zu toll!" schrie er, mit der feisten Hand auf den Tisch schlagend, daß die Gläser klirrten.

Karch blies behaglich den Rauch seiner Zigarre durch die Nase und spielte dabei mit seinen Fingerspitzen.

„Aber, lieber Baron, es muß Ihnen doch selbst daran gelegen sein, Ihre Frau für alle Fälle gesichert zu wissen. Es handelt sich ja auch eigentlich nur um eine Formalität. Ob diese verhältnismäßig geringe Summe nun getrennt von ihren Millionen verwaltet wird, oder gemeinsam, das ist doch ganz gleichgültig für Sie."

„So? Und diese Verwaltung geschieht durch wen?" Lauernd und haßerfüllt schielte er nach seinem Gaste.

„Die Verwaltung fällt natürlich dem Vater, als dem natürlichen Schützer seiner Tochter zu."

Breslauer sprang auf.

„Ach, nun verstehe ich alles! Der Herr Geheimrat haben wirklich Anlage zum Geschäftsmanne! Sie könnten es als Bankier heutzutage zu etwas bringen! Schade, schade um ihr Talent." Wie ein Löwe in seinem Käfig rannte er im Zimmer auf und ab, den Stummel in die Zähne geklemmt, mit den Händen in der Luft herumfuchtelnd.

„Also Sie sind einverstanden" fragte leichthin der Geheimrat.

„Ganz und gar nicht!" knirschte der aufgebrachte Baron und blieb vor jenem stehen. „Gar keine Idee!"

Karch aufstehend und den Hut ergreifend: „So? dann bedaure ich lebhaft."

„Was zu viel ist, ist zu viel!" schrie Breslauer weiter. „Das ist ja geradezu toll, was Sie verlangen!"

„Ich empfehle mich, Herr Baron." Damit ergriff er die Thürklinke und wollte sich entfernen.

Breslauer, unentschlossen zögernd: „Die Rente wäre doch wirklich genügend!"

„Die Rente für mich, das Kapital für meine Tochter. So oder gar nicht. Adieu."

„Aber so bleiben Sie doch noch einen Augenblick. Hunderttausend will ich geben."

„Zweimalhunderttausend."

„Nun, in's drei Teufels Namen denn, meinetwegen ja! Setzen wir den Vertrag also auf!"

„Das überlaß ich Ihnen und Ihrem Rechtsanwalt. Sie kennen ja die Punkte, auf die ich Wert lege. Übermorgen können wir den Vertrag vollziehen, und drei Tage später feiern wir offiziell die Verlobung. Einverstanden?"

„Ja doch, ja."

„Und wann darf Ihre Braut sie erwarten?"

„Morgen Mittag werde ich mich einstellen."

„Auf Wiedersehen denn."

„Auf morgen."

„Adieu, lieber Schwiegersohn."

„Hol' Dich der Teufel," knirschte Breslauer dem Davongehenden nach. „Ein sauberer Schwiegervater, das muß ich sagen! Doch gleichviel, endlich, endlich bin ich am Ziele. Paula ist mein, meine Braut! Und der Arnheim hat wirklich seine Schuldigkeit gethan. Ein Prachtkerl, dieser Arnheim!"

Ende des ersten Bandes

Druck von Gottfr. Pätz in Naumburg a. S.